

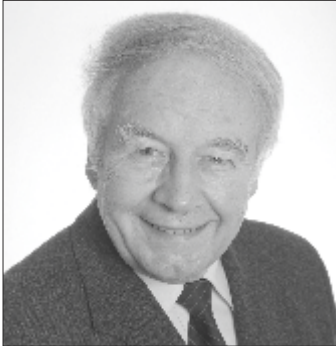


Freude nach Verlust Das Licht leuchtet

Informationsbrief
Nr. 70/4-2011
für
Oktober
November
Dezember



Monatsspruch Dezember 2011:
Gott spricht:
Nur für eine kleine Weile
habe ich dich verlassen,
doch mit großem Erbarmen
hole ich dich heim.
Jes. 54,7



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Enttäuschungen nagen an uns, Verluste schmerzen. Zeit heilt indes viele Wunden. Und nach einiger Zeit stellen wir oft fest, dass uns auch Unangenehmes und Belastendes weiter gebracht hat. Kräfte zur Verarbeitung wurden mobilisiert, Anstrengungen zum Ausgleich von Verloren-Gegangenen zeitigen Früchte. Wir kennen es aus der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts: Die Wunder des Wiederaufbaus nach 1945, die „blühenden Landschaften“ (und Städte wie Wernigerode, Görlitz und viele andere) nach 1989. Sie können das zuvor durchgestandene Leid niemals aufwiegen. Kriegstote, staatliche Willkür und Drangsalierungen schon gar nicht. Aber das Bewusstsein, das alles überstanden zu haben, beflügelt.

Wir hören davon auch vom Gottesvolk. ESW-Vorsitzender Klaus Meyer stellte seinen im Dominikanerkloster Frankfurt erstatteten Tätigkeitsbericht unter Propheten-Worte aus dem Alten Testament. „Der Herr hat die Israeliten fröhlich gemacht“. So wird die Rückkehr aus Babylon begrüßt. „Siehe ich will Neues schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt Ihr es nicht?“, fragt Jesaja. Aus Brüchen mag Neues erwachsen, nach dem Dunkel erfolgt der Durchbruch.

Einige Kapitel weiter steht das Jesaja-Wort für unsere Andacht über den Monatsspruch für Dezember: „Nur eine kleine Weile habe ich Dich verlassen, doch mit großem Erbarmen hole ich Dich heim“. Helga Lampe ruft dazu auf, dankbar zurück zu blicken und vertrauensvoll der Zukunft entgegen zu gehen.

Das Evangelische Seniorenwerk darf beides: Zuletzt wurden wieder in Wort und Schrift kräftigende Impulse gesetzt. Und für 2012 sagt das ESW beim Seniorentag vom 3. bis 5. Mai in Hamburg „Ja zum Alter“ und nimmt sich bei seiner Jahrestagung vom 5. bis 7. Juli in Berlin des Themas Generationengerechtigkeit an. Auch nach Verlusten mögen Lichter aufleuchten, auch bei Ihnen, wünscht

Ihr



Inhalt

- 2 Grußwort
- 3 Inhalt
- 4 Andacht

Kurzgeschichte

- 5 Fundsachen

Aus Kirche, Politik und Gesellschaft

- 9 Luther und die Geister
- 13 Energie-Zukunft als Gemeinschaftsaufgabe
- 16 Ein enttäuschter Gläubiger
- 19 Der ganze Schmutz und Glanz meiner Seele
- 24 Hilfe zur Selbsthilfe
- 25 Auch Pflege einbinden

Aktuelle Seniorenthemen

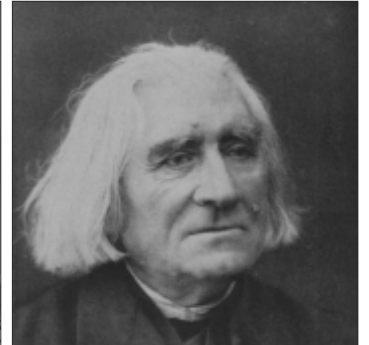
- 26 Spielerisch fitt bleiben
- 27 Stille als Luxusgut
- 29 Abmeiern nach gehabten Mustern
- 31 Mit dem Elektro-Rad in die Alpen
- 32 Vom Aussichtsturm des Alters
- 35 Gewinn- und Verlust-Rechnung
- 36 Blätter am Wegesrand

Aus den Evangelischen Seniorenwerk

- 36 Graue Haare als Krone der Ehre
- 39 Vom Wachstum des Neuen
- 43 Dankbarkeit und Respekt
- 44 Den Schatz heben
- 46 Beim Laufen-Lernen hinfallen
- 47 Gezielter an die Freiwilligen heran
- 48 Alterstauglichkeit erkunden
- 48 Einzel und gemeinsam
- 49 Statistiken der Liebe schreiben
- 50 Generationen miteinander
- 50 Was ist eigentlich das Leben
- 51 Leserbriefe

Hinweise und Mitteilungen

- 54 Für Sie gelesen
- 57 Singen und Erinnern
- 57 Chinatage in der Ludwigshafener Friedenskirche
- 59 Impressum



Andacht von
Helga Lampe,
Detmold



Verlassen und wieder aufgegangen Gedanken zum Monatsspruch für Dezember 2011

GOTT SPRICHT :

NUR FÜR EINE KLEINE
WEILE HABE ICH DICH
VERLASSEN, DOCH MIT
GROSSEM ERBARMEN
HOLE ICH DICH HEIM.

Jes. 54,7

Gott verheißt seinem Volk eine neue Gnadenzeit, kündigt den Exilierten die Heimkehr in die dezimierte Stadt Jerusalem an. Die Babylonische Gefangenschaft soll ein Ende haben. Gemessen an dem, dass für Gott tausend Jahre wie ein Tag und eine Nachtwache sind, bedeutet die

unselige Zeit der Gefangenschaft nicht mehr als einen Augenblick. „Einen kleinen Augenblick habe ich dich verlassen.“ Gottes Zorn war hervorgerufen worden durch Israels Undank, Untreue und Ungehorsam, die der Prophet immer wieder angeprangert hatte. Und doch blieb Gottes Zusage bestehen, dass er Israel nach wie vor mit Liebe umfängt und es nie verlassen werde. Eine kleine Weile zeigte er seinem Volk dies nicht, aber unmerklich war er stets da. Daran gilt es festzuhalten, damals wie heute.

Die Bibel liefert uns genügend Beispiele von erfahrener und vermeintlicher Gottverlassenheit und überschwänglichem Jubel nach erneuter, liebevoller Zuwendung Gottes. Denken wir nur an die „unfruchtbaren“ Mütter Sara, Rebekka, Hanna oder Elisabeth, an David, der von Saul verfolgt um sein Leben bangte. Dennoch blieb er der Erwählte und wurde zum König von Israel gesalbt.

Lassen wir Senioren unser Leben vor dem inneren Auge Revue passieren, so wird wohl jede(r) von uns bekennen müssen, dass es Phasen gab, in denen wir an Gott und Jesus Christus (ver)zweifelten, weil unser Flehen keine Antwort fand. Wir fühlten uns verlassen. Aber dann trat völlig unerwartet die Wende ein zu einem Zeitpunkt, mit dem wir nicht gerechnet, und in einer Art und Weise, die wir uns nie vorgestellt hatten. Gott ist für Überraschungen gut und „weiß viel tausend Weisen“, uns zu erquicken, zu erfreuen. Staunend können wir nur innehalten - loben und danken.

Wir stehen vor der Jahreswende. Grund genug, uns zu besinnen, wie viel Anlässe zu Freude und Dank es gab in diesem zu Ende gehenden Jahr, wie viel Bewahrung wir erfuhren, wie viel Beistand auch in düsteren Stunden. Das gilt für unser persönliches Leben ebenso wie für unsere Gesellschaft und unser Land. Ich erinnere an die große Wende 1989/90, als Gebete und Kerzen die Waffen zum Schweigen brachten und eine unblutige Revolution einleiteten. Wer hätte das für möglich gehalten?? „Mit großem Erbarmen

hole ich dich heim“. Wer wollte sich da nicht freuen mit überschwänglichem Jubel? Gott ist größer als unsere menschliche Vorstellungskraft.

Lassen Sie uns die Jahreswende als Einladung verstehen, dankbar zurück zu blicken und vertrauensvoll die Zukunft aus Gottes Hand zu nehmen. Gott lässt uns in Jesus Christus ganz gewiss im Leben und im Sterben nicht allein. Er ist beständig bei uns, vertrauen wir ihm nur - auch wenn wir ihn nicht spüren. „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“ sagt Jesus zum „ungläubigen Thomas“.

Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiss an jedem neuen Tag.



ZITAT

» Die christliche Botschaft darf den Menschen nicht wie ein Fremdkörper aus einer anderen Welt an den Kopf geworfen werden.

PAUL TILICH

Am 20. August jährt sich zum 125. Mal der Geburtstag des deutschen Theologen Paul Tillich. Der Religionsprofessor gehörte nach Hitlers Machtübernahme im amerikanischen Exil zu den führenden Köpfen der Emigrantenkreise. Zeitlebens versuchte er den Gottesglauben mit den tatsächlichen Fragen und Sorgen der Menschen zu verbinden. Paul Tillich starb am 22. Oktober 1965 in Chicago.

Fundsachen Eine Kurzgeschichte von Dieter Spazier

Burghard Keller und sein Azubi Jochen Lauf haben in der werksnahen Kleingaststätte etwas zu Mittag gegessen. Man blickt auf die Uhr. Burghard denkt: bloß nicht die Zeit überziehen. Denn sein Gefühl sagt ihm, es mag jetzt ein halbes Jahr sein, dass er gemobbt werde. Er ist zwar Angehöriger des Betriebsrats und eigentlich schätzen ihn die Mitarbeiter. Daher gilt ihm so gut wie ausgeschlossen, dass aus der Belegschaft gegen ihn agiert wird. Aber man spricht neuerdings immer häufiger von jenem Mobbing von oben. Das Opfer soll reingelegt werden. Ihm werden Fallen gestellt. Es wird kontrolliert. Man weist ihm gern Unregelmäßigkeiten nach. Es sind die Abteilungsleiter, die einmal wöchentlich durch die Reihen laufen, um nach dem Rechten zu sehen. Sie sind die Besseren, was sich schon in der äußeren Aufmachung zeigt: gepflegte olivgrüne Mäntel, über weißen Hemden roséfarbene Krawatten, Hände ohne Arbeitsspuren. Manchmal sollen auch Pförtner gegen einen kleinen Zuverdienst bei einigen ihrer besonderen Aufmerksamkeit Empfohlenen Listen über die Passierzeiten führen. Irgendwann ist die Audienz beim obersten Chef fällig. Dann ist auch ein Betriebsrat nur als gewöhnlicher Werksangehöriger gefragt. Man hält ihm Nachlässigkeit, Unpünktlichkeit vor. Die Klagen sollen sich gehäuft haben. Burghard ist jedenfalls gewarnt. Auch Kollegen haben ihm versichert, dass er nicht spinne. Da liefe wirklich etwas gegen ihn. Von oben. Jedenfalls ist er gewarnt. Nicht einmal den Kaffee trinkt er jetzt aus. Die Bedienung hat eilend kassiert. Er verlässt mit seinem Schützling das Lokal. Auf dem Weg zurück in den Betrieb sieht Jochen einen Notizzettel auf der Straße liegen, bückt sich, hebt ihn auf. Burkhard sagt nur: weg-schmeißen. Dann greift er doch danach und liest: „17.30 H-Nr. ...“ (es folgen elf Ziffern). Wie automatisch steckt er die Fundsache in die rechte Außentasche seines Jacketts.

Die beiden sind noch nicht am Werkseingang, da kommt ihnen der Pförtner freundlich lachend entgegen: gerade eben sei eine jüngere Frau – sie nannte sich Monika – da gewesen und habe dieses da für ihn abgegeben. Sie habe einen glücklichen Eindruck auf ihn gemacht. Vielleicht ein Haupttreffer im Lotto?

Burghard und Jochen sind als Erste in der Halle und kleiden sich um. Danach die andern, die ostentativ auf die Uhr blicken und ulken: willst wohl den Lenin-Orden! Haha! Es wird, weil sich ja oft das Schäßige und Komische mischen, gewitzelt: eine Beförderung über den Vorarbeiter hinaus habe er doch nach nunmehr über fünfzehn Jahren Betriebszugehörigkeit nicht zu befürchten. Auch könne Burghard wohl der angeblich sehr schönen und noch recht frischen Gattin des Chefs kaum Eindruck machen. Und übrigens: wann sei die je einmal im Werk zu sehen gewesen. Wenn, dann höchstens mal in der Designabteilung, also bei den Künstlern. Sonst habe sie, anders als ihre beiden Vorgängerinnen, doch erkennbar null Interesse für den Betrieb. Aber das Sagen müsse sie wohl haben. Denn das Millionenerbe von ihrem Vater sei kein kleiner Anteil des Betriebsvermögens. Das sei neben ihrem modelhaften Aussehen wohl ihr Kapital. Sie achte zwanghaft auf ein sittsam-konservatives Betragen. Man weiß auch, dass sie eifersüchtig über den Gatten wache; sie rief fast jeden Tag einmal in seinem Vorzimmer an, um danach das Durchstellen zu verhindern: sei doch nicht so wichtig. Man möge ihm nichts vom Anruf sagen. Bei den Designern, wo sowieso kein normaler Mitarbeiter je hinkomme, tauche Madame wohl gelegentlich auf. Es wird gemunkelt, dass sie maßgebend das Styling bestimme. Bei den fragmentarischen Anrufen gewann man den Eindruck, ihr gehe das Zuhause über alles. Sie trete stets ausgesprochen korrekt auf. Selbst was den Betrieb anlange, sei sie pingeliger als der Boss.

Burghard Keller war in all den Jahren nur ausnahmsweise einmal privat bei GEHÄUSE GROSS-SCHMIED zuhause, als wegen der angespannten Wirtschaftslage bis auf weiteres nur halbtags gearbeitet werden sollte. Da war er als

Betriebsrat gefragt. Vor allem war betont von Solidarität und gemeinsamer Verantwortung fürs Unternehmen die Rede gewesen. Damals sah er aus etwa 80 Meter Entfernung die Dame des Hauses auf einer Liege am Rand des Pools sitzen und in einer Zeitschrift schmökern. Das Gesicht der langhaarigen Blondierten sah er nicht.

Vielleicht übertrieb er jetzt mit seiner Befürchtung. Selbst der Pförtner schien ihm wohl gesonnen. Es war beinahe der restliche Arbeitstag vergangen, als Burghard einfiel, seine Monika habe im Weggehen so etwas gerufen wie: es hat wohl mit dem Haus geklappt. Nach der Arbeit bei der Umkleide hat er zum ersten Mal den Umschlag hervor geholt und gelesen: der Nachlassverwalter habe nun endlich als sicher festgestellt, dass Burghard Keller der Alleinerbe seiner vor einem Jahr in Kanada kinderlos und hochbetagt gestorbenen Großtante Berta Kingsfield sei. Auch entferntere Miterben gebe es nicht. Es würde ein Buch füllen, alles aufzuschreiben, was an Gedanken durch den Kopf und Gefühlen durch die Brust ging. Burghard und Monika hatten solange mit den beiden, jetzt fünf und acht Jahre alten Kindern ziemlich beengt gewohnt. Jetzt würden sie die normale Trauung nachholen. Überhaupt alles solle sein Ordnung kriegen. Er würde die beiden Kinder adoptieren, um der echte rechtliche Vater zu werden. Was so beklemmend war und auch so sehr auf die Laune gedrückt hatte, werde sich zu nichts auflösen. Wie es bei großer räumlicher Enge oft ist, wo man sich ständig auf den Füßen steht und im Wege ist und alles alle betrifft und nicht immer die Meinungen und Urteile übereinstimmen, kommt es öfters zu Misslaunigkeiten. Das wird sich nun bald zum Wohle der Familie ändern.

Vom Nachlassverwalter wird ergänzend zu erfahren, dass das Erbe ausreiche, ein Eigenheim zu erwerben. So wird geplant und in der Phantasie auch schon eingerichtet. Ein Zimmer für jeden sollte es geben können. Das fördert den Frieden. Aber Burghard Keller, für den Arbeit und Familie einer enger und notwendiger Bedingungs Zusammenhang darstellt, war vor Jahren, als zwei-

tes Gelände seines Privatlebens, Mitglied eines Sportvereins geworden. Dort dachten viele wie er. Es bestand vor allem ein enges Bündnis zu seinem Sportsfreund Hajo. Beide waren überzeugte Verfechter des familiären Lebens. Doch sie frönten auch einer Art alternativen Lebens, das einem im Grunde überholten Modell des herkömmlichen Männerprivilegs entsprach. Darin waren Burghard und Hajo Verschworene. Man sah gegenseitig sorgsam darauf, dass da nichts aus dem Ruder lief und die Grundwerte gefährdete. Sie waren sich nicht bewusst, welche Heuchelei sie da praktizierten. Wenn alte ‚Sitten‘, so ungesittet sie waren, egoistischen Bedürfnissen dienten, übernahm man sie gern und hielt sich für legitimiert, danach zu handeln, so sehr sonst das alte Gute als überholt abgetan wurde. Kurzum: Hajo und Burghard taten alles, diese Eskapaden vor jedermann geheim zu halten. Es handelte sich vor allem um lose Weibergeschichten, also um sich mühelos ablösbare, zumeist nur oberflächliche und flüchtige Kontakte zu gewöhnlichen Frauen (was man auf Französisch ordinär nennt), die ihrerseits nichts weiter erwarteten, als sich zu vergnügen. Die neue Situation, dass Burghard Keller unverhofft die Erbschaft der Großtante, einer Patin seiner längst verstorbenen Mutter, zugefallen war, läutete ein neues Zeitalter ein. Wie die Lebensstile doch überhaupt sehr von den scheinbar so sekundären Lebensumständen geprägt werden. Daraus erwuchs ein vorher nicht gekanntes positives endzeitliches Hochgefühl des letzten Mals. Eine Art Polterabendstimmung. Das Banale, wenn es das letzte Mal geschieht, gewinnt unangemessene Bedeutung. In einer ganz nahen Zukunft wird etwas erlebt werden, das in den Annalen eine fragliche und gleichwohl denkwürdige Erinnerung abgeben wird. Burghard kriegte, als er abends mit Monika die glückliche Wende besprach und feierte, bei den ersten Planungen zum baldigen Bezug eines eigenen Hauses und der Durchsicht der umzuziehenden Habe wieder sein Jackett in die Hand. Er erinnerte sich des auf der Straße gefundenen Zettels. Warum nicht, sagte er sich, da rufe ich doch glatt morgen 17 Uhr 30 mal an. So fingen

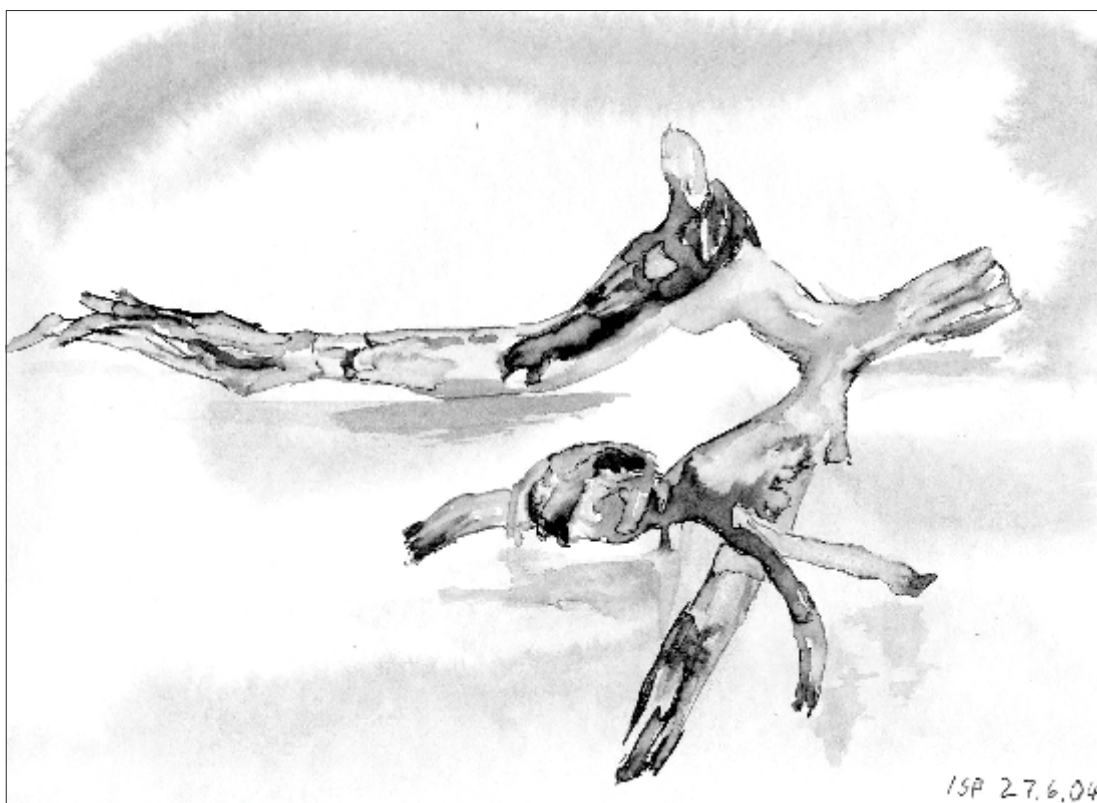
einige vergangene Dates übers Internet an. Er wählte zur genannten Zeit die Handy-Nummer. Eine sympathische Frauenstimme fragte: also doch Interesse? Übermorgen, Samstag, frühabends Café Krone. Sie sitze von der Tür her gesehen hinten links am letzten Tisch. Im Zweifel solle er nach Lisa fragen. Die bisherige SMS-Korrespondenz sei, da werde er zustimmen, zuletzt langweilig gewesen. Man müsse sich kennen lernen. Sei schon ein bisschen spannend. Krone sei unverfänglich, wenn auch anspruchslos und dritte Wahl. Aber da kenne man sie nicht. Ihn, Fred, hoffentlich auch niemand. Nein. Also abgemacht.

Burghard war pünktlich da. Monika galt seine Abwesenheit als der übliche Samstag im Sportclub. Am Ort des wirklichen Geschehens lernt Burghard eine recht aparte Frau kennen, die kaum älter als 35 ist. Nach anfangs noch ziemlich förmlichen Sätzen war zu entnehmen, dass der Zettelverlierer ein Internetkontakt war. Selbst bei dem kurzen Telefonat, das stattgefunden hatte, muss die Stimme des Mannes der seinen ähnlich gewesen sein. Er hieß also Fred. Man duzte sich ohne langes Gefrage. Es passte wohl auch, dass er sich als Kleinunternehmer ausgab. Die Frau wurde interessierter und kam ihm näher. Sie gibt sich als die getrennt lebende Gattin eines Diplomaten aus. Dieses erste Mal dauert nicht lang. Es wird sich für ein zweites Mal vereinbart. An einem anderen Ort. Denn es war Lore mit ‚Hallo, Lisa aufgetaucht, eine Freundin. Man trifft sich wieder. In Burghard steigt der Verdacht auf, Lisa könne wohl kaum eine Diplomatingattin sein. Denn wie sie ihren Mann beschreibt, ist er zum einen immer zuhause, zum andern wohl alles andere als diplomatisch. Als Lisa beim Gang zur Toilette ihre Handtasche zurück lässt, kann er nicht widerstehen und sieht nach dem Inhalt. Sein Blick fällt auf ein Ticket nach Venedig. Das lautet auf den Namen Britta Großschmied. Sie ist also die Chefin. Er hat nicht viel Zeit zu überlegen, was jetzt das Richtige wäre. Spontan sagt er zur wiederkehrenden Frau: Sie sind also die Frau meines Chefs. Er habe spioniert und denke, man solle nicht Theater spielen. Sie, die Augen aufgerissen: Das ehrt Sie.

Dumm gelaufen. Aber ich möchte Ihnen ganze Loyalität zutrauen. Er darauf: Das schwöre ich. Es hat nie eine Begegnung zwischen uns gegeben. Sie sagt, dass er ihr trotzdem gefalle. Er gibt das Kompliment zurück. Es sei doch auch eine absolut saubere Begegnung zwischen ihnen gewesen. Nichts müsse bereut oder werden, nichts sei irgendwie schwer zu bewältigen. Sie gibt sich einen Ruck und sagt: Ich habe die Idee, nun öfters ins Werk zu kommen. Ich will, dass es Ihnen dort gut geht. Burghard deutet die gewissen Schwierigkeiten an. Ihm solle es auch sonst an nichts fehlen. Hier gesteht er seine frische Erbschaft und lässt sich dafür gratulieren. – Das also war das letzte Mal in seiner alternativen Lebenswelt. Beschwingt, sogar früher als gewöhnlich vom Verein, kehrt er zu Monika nach Hause zurück. Er fühlt sich, ohne zu wissen, warum, von einer charakterlich schrägen, weil nicht ehrlich vertretbaren Neigung, die er mit Hajo geteilt hatte, kuriert. Eine neuerliche, wenn auch gewollt letztmalige Hypothek auf sein Gewissen ist ihm erspart geblieben. Selbst nach Abzug eines hohen

Erbschaftssteuerbetrages wird über reichlich Geld verfügt, sich ein genügend großes und gut erhaltenes Haus mit Garten zu kaufen. Beim Renovieren geht Hajo zur Hand. Die Vorbesitzer haben neu gebaut und nur kurze Zeit im Haus der Großeltern gewohnt. Burghard sichtet den verbliebenen Bestand an Möbeln. Kein Problem, das meiste zu modernisieren. Auf dem Dachboden finden sich dick verstaubt uralte Kisten und ein großer Überseekoffer. Den öffnet

der neue Hausherr. Er kommt zur Entscheidung: praktisch alles für den Müll. Sein Blick bleibt an einem alten vergilbten Foto hängen. Das ist doch das große Wohnzimmer unten. Aber diese Tür zwischen den beiden Wandbildern gibt es nicht mehr. Er wird stutzig. Denn beim Begehen des Flurs war ihm mehrfach aufgefallen, dass zwei Zimmertüren viel weiter voneinander waren, als es den Innenräumen entsprach. Es ließ ihm keine Ruhe. Er durchbricht die Wand zwischen den beiden Gemälden und gelangt in einen Blindraum, fensterlos und muffig. Das wenigste, was er entdeckt, sind eine umfangreiche Briefmarkensammlung und eine wohl weit kostbarere



Aquarell „Strandgut“ von Ingrun Spazier

Sammlung alter Münzen. Sorgfältig verpackt an die eine Wand gelehnt findet er den eigentlichen Schatz: fünf ungefähr zwei auf drei Meter große und kostbar gerahmte Ölgemälde. Holländische Meister aus dem 19ten Jahrhundert? Die das Haus zuerst besessen hatten, waren vor achtzig Jahren gestorben. Burghard lud seine Pseudo-Lisa ein, die einiges von Kunst verstand. Er hat

ihr die Bilder anvertraut. Sie fand heraus, dass es echte Gemälde waren, die nirgends vermisst wurden. Sie werde sich darum bemühen, die Werke so gut wie möglich zu verkaufen. Man einigte sich umstandslos darauf, den vermutlich reichen Gewinn hälftig zu teilen.

Burghard Keller und seine Frau Monika wollten es nicht fassen, dass, auch noch alles auf einmal, sie mit solch reichen Geschenken gesegnet worden waren. Fundsachen im Grunde. Schicksal? Göttliche Fügung? Ein Fingerzeig? Monika bestand darauf, ein Gutteil des überschüssigen Geldes der Kirche für wohltätige Zwecke zu stiften. Dann habe man immer noch reichlich genug, um gut leben zu können und etwas für die Kinder zurückzulegen. Die Arbeitsstelle war gesichert. Britta Großschmied war eine durch die Kunstfunde ganz legitime Freundin geworden.

Derartige Fundsachen können wohl Menschen verderben. Aber es kann auch dazu kommen, sich inne zu werden, dass, wenn sie einem unverdient zufallen, man nicht nur danken, sondern als quasi eine Nachleistung sich des Geschenken würdig erweisen muss. Bedarf es dabei langen Nachdenkens, um zu erkennen, wo und für wen damit Nöte gemildert, vielleicht Menschenleben gerettet werden können?

Wahr aber bleibt, dass der Mensch, um glücklich, besinnend und anständig zu sein, nicht davon abhängen darf, dass ihm das Erbe vielleicht sehr fleißiger Vorfahren oder Gewinne aus Lotteriespiel und Wetten in den Schoß fallen. Wie schön und staunenswert sind allein die normalen Wunder der Natur. Es können schon auch nur als Strandgut angeschwemmte knorrige Äste und Wurzeln sein, die keinen Geldwert haben.

Jesus ermutigt dazu, den ersten Schritt zu wagen: Gott etwas zuzutrauen und ihm die Chance zu geben, mein Leben zu verändern.

Tina Willms

Luther und die Geister Wie den „Halloween“-Umtrieben begegnet werden kann

Während evangelische Christen sich am 31. Oktober an den Thesenanschlag Martin Luthers (1483-1546) vor nunmehr fast 500 Jahren erinnern, feiern immer mehr das Gruselfest Halloween. Dank des reißenden Absatzes von Kostümen, Spielwaren und Süßigkeiten wurden 2009 rund 200 Millionen Euro umgesetzt. Diskotheken, Kinos und andere Stätten laden besonders junge Leute zu schaurigen Veranstaltungen ein. Doch es gibt auch Alternativen, über die es nachzudenken lohnt.

Wie alles begann

Zur Erinnerung: Am 31. Oktober 1517 veröffentlichte Luther in Wittenberg seine 95 Thesen zur Reform der Kirche. In der Folge entstehen die evangelischen Kirchen. Im Jahr 1667 wird dieses Ereignis zum Feiertag erklärt. Das direkt darauffolgende Fest „Allerheiligen“ am 1. November wurde bereits im Jahr 837 von Papst Gregor IV. als Gedenktag für die christlichen Märtyrer als „Tag aller Heiligen“ festgelegt. Damit wollte die katholische Kirche die christianisierten Völker von ihren heidnischen Bräuchen wegbringen. Damals fürchteten die Menschen, dass ihre verstorbenen Angehörigen in der Nacht zum 1. November, dem Vorabend von „Allerheiligen“ („All Hallows' Eve“, heute - umgangssprachlich: „Halloween“) in bedrohlicher Tiergestalt zurückkehren würden. Mit „Gegenmitteln“ wie Feuer oder Masken wollten sie diese Geister vertreiben. Die Angst machenden Gruselmasken und leuchtenden Kürbisfratzen haben bis heute Bestand – auch wenn die meisten Partywütigen diese Hintergründe nicht mehr kennen.

Die Herkunft des Festes lässt sich nicht eindeutig klären. Am natürlichsten ist es als Vorabendfest des katholischen Allerheiligen zu deuten. Populär, aber wissenschaftlich nicht belegt, ist die Annahme eines keltisch-heidnischen Ursprungs von Halloween.

Meyers Konversations-Lexikon schreibt zur keltischen Herkunft des Festes: „Legendenhaft und historisch nicht exakt zu beweisen ist eine direkte Verbindungslinie zu dem keltisch-angelsächsischen Fest des Totengottes ‚Samhain‘. Aus der Verbindung mit diesem Totengott sollen sich die Gebräuche zu Halloween ableiten, vor allem der Bezug auf das Totenreich und Geister. In der neueren Forschung wird jedoch die Existenz eines Totengottes namens Samhain verneint. Cäsar erwähnt zwar einen keltischen



Totengott, aber nicht seinen Namen. Wegen der Herkunft des Wortes Samhain handelte es sich bei dem Fest wohl eher um die Feier des Sommerendes (keltisch samos, gälisch samhain für „Sommer“), oder um das irogälische Wort für Versammlung, samain. Der älteste, wenn auch unsichere Hinweis auf das Samhain-Fest entstammt dem Kalender von Coligny aus dem 1. Jahrhunderts

nach Christus. Der Bezug zum Totenreich ergibt sich bei dieser Interpretation aus der Schlachtung des überzähligen Viehs zu Beginn des Winters (um das Überleben der verbliebenen Population durch den Winter hindurch zu sichern). Von deutschen Volkskundlern und Religionshistorikern wird die Kontinuitätshypothese (keltische Bräuche - Halloweenbräuche) nahezu einhellig nicht geteilt. Der Bezug von

Halloween zum Totenreich ergibt sich vielmehr aus den darauffolgenden katholischen Feiertagen. So wird an Allerheiligen traditionell der Gemeinschaft der Heiligen gedacht, das heißt allerer, die – nach christlichem Glauben – das ewige Leben erlangt haben, und an Allerseelen (2. November) sollte durch Gebete und Fürbitten sowie durch gute Taten (zum Beispiel Geschenke an bettelnde Kinder) das Leiden der Toten im Fegefeuer gelindert werden. Da Irland zu den am frühesten christianisierten Ländern Europas zählt, ist eine quellenmäßig nirgendwo belegte direkte Kontinuität zu keltisch-heidnischen Riten gerade dort unwahrscheinlich, und der keltischen Folklore seit dem 19. Jahrhundert Halloween wurde ursprünglich nur in katholisch gebliebenen Gebieten der britischen Inseln gefeiert, vor allem in Irland. Von dort kam es mit den zahlreichen irischen Auswanderern im 19. Jahrhundert in die Vereinigten Staaten und gehörte dort zum Brauchtum dieser Volksgruppe. Aufgrund seiner Attraktivität wurde es bald von den Kindern anderer Einwanderer übernommen und entwickelte sich zu einem wichtigen Volksfest in den Vereinigten Staaten und Kanada.

Der Brauch, Kürbisse zum Halloween-Fest aufzustellen, stammt aus Irland, dem Mutterland von Halloween. Dort lebte der Sage nach der Bösewicht Jack Oldfield. Dieser fing durch eine List den Teufel ein und wollte ihn nur freilassen, wenn er Jack O fortan nicht mehr in die Quere kommen würde. Nach Jacks Tod kam er aufgrund seiner Taten nicht in den Himmel, aber auch in die Hölle durfte Jack natürlich nicht, da er ja den Teufel betrogen hatte. Doch der Teufel erbarmte sich und schenkte ihm eine Rübe und eine glühende Kohle, damit Jack damit durch das Dunkel wandern könne. Der Ursprung des beleuchteten Kürbisses war demnach eigentlich eine beleuchtete Rübe, doch da in den USA Kürbisse in großen Mengen zur Verfügung standen, hohlte man stattdessen einen Kürbis aus. Dieser Kürbis war seither als Jack-Oldfield-Lantern bekannt. Um böse Geister abzuschrecken, schnitt man Fratzen in Kürbisse, die vor dem Haus den Hof beleuchteten.

Aus Nordamerika kamen die Halloween-Bräuche

aufgrund von kommerziellen Interessen nach Europa, wo sie einen fröhlichen und weniger schaurigen Charakter als in Nordamerika haben. Während in den Vereinigten Staaten sogar öffentliche Klassenzimmer mit Hexenmotiven oder Rathausvorplätze mit Jack-Oldfield-Lanterns (ausgehöhlten und mit Fratzen versehenen Kürbissen) geschmückt werden, ist Halloween-Schmuck in Europa auf einzelne Ge-



„Süßes oder Saures?“ ... Mit dieser Frage ziehen viele Kinder am 31. Oktober von Tür zu Tür. Mit dem Lutherbonbon können Sie etwas Süßes geben und gleichzeitig an den Reformationstag erinnern.

schäftslokale oder Privaträume beschränkt. Die amerikanischen Halloween-Bräuche werden im deutschsprachigen Raum erst seit den 90er Jahren praktiziert. Auch im deutschsprachigen Raum gibt und gab es in zeitlicher Übereinstimmung mit Halloween regional verbreitete Feste, die der Thematik des Halloweenfestes nahe stehen: Das Spielen von Streichen, das Aushöhlen von Rüben, die Rückkehr der Toten usw. (vgl. Halloween-ähnliche regionale Bräuche) Während der Nachwuchs durch die Straßen zieht und mit dem Spruch „Süßes oder Saures“ bei fremden Leuten bittelt, gibt es auch immer mehr Angebote für die anderen Generationen. So lockt beispielsweise der Movie-Park in Bottrop (Ruhrgebiet) bereits von Anfang Oktober mit speziellen Aktionstagen bis zu 30.000 Parkbesucher täglich an. In vier Horror-Labyrin-

then sollen über 200 Monster-Darsteller die Leute schocken. Im Stadtbad von Leipzig gibt es am Vorabend von „Halloween“ eine Grusel-Party. Und selbst im sonst für christliche Veranstaltungen prinzipiell sehr offenen Europa-Park in Rust zwischen Offenburg und Freiburg locken Schocker-Angebote für Groß und Klein.

In Deutschland wird kritisiert, dass die alten Bräuche, beim evangelischen Martini-Singen am 10. oder beim katholischen Martins-Singen am 11. November an den Haustüren Lieder zu singen und als Belohnung Gebäck, Früchte oder Süßigkeiten zu bekommen, von dem Ruf „Süßes oder Saures“ verdrängt werden. Man beklagt eine vermehrte Kommerzialisierung und Auswüchse, die zu zahlreichen Einsätzen der Polizei an Halloween führen. Manche evangelische Christen bedauern das zeitliche Zusammenreffen mit dem Reformationstag, der am gleichen Tag an die Reformation erinnern soll. In Deutschland bietet die Evangelische Kirche verschiedene Bonbons an – sogenannte Luther-Bonbons –, die an Kinder verteilt werden können. Am 31. Oktober 2010 boten evangelische Christen Alternativen zu den zeitgleich stattfindenden Halloween-Partys in Discotheken, Freizeitparks oder Kinos an. Etwa 1.000 Orte beteiligen sich in Deutschland, der Schweiz und Österreich an der Churchnight (Kirchennacht) in Erinnerung an die Reformation durch Martin Luther.

Auch mit katholischen Christen gibt es Konflikte wegen des Charakters des folgenden Allerheiligentags als stiller Feiertag. An einem Stillen Feiertag sind Tanzveranstaltungen verboten, und das Verbot gilt ab Mitternacht. Während in den vergangenen Jahren den Veranstaltern von Halloween-Partys in bayerischen Diskotheken Ausnahmegenehmigungen bis um drei Uhr nachts erteilt wurden, gab es 2008 einen Erlass vom bayerischen Innenministerium an die lokalen Ordnungsbehörden, keine Ausnahmegenehmigungen für Tanzveranstaltungen mehr zu erteilen.

Alternativen zu Halloween

Doch es wird mittlerweile auch zu Alternativen angeboten aufgerufen.

Statt Halloween sollten die deutschen Rundfunk-

anstalten am 31. Oktober den Reformationstag in den Mittelpunkt stellen. Dazu hat der Geschäftsführer des Christlichen Medienverbunds KEP (Konferenz Evangelikaler Publizisten), Wolfgang Baake, Wetzlar, die Intendanten, Programmdirektoren, Chefredakteure und Geschäftsführer der Radio- und Fernseh-Sender aufgerufen. Nach Angaben des Medienverbunds ist der Radiosender „MDR 1 Radio Thüringen“ dem Aufruf gefolgt. Am 31. Oktober 1517 hatte Martin Luther (1483-1546) 95 Thesen unter anderem gegen die katholische Praxis des Ablasshandels veröffentlicht und so die Reformation in Deutschland ausgelöst. Der Reformationstag habe aber nicht nur Bedeutung für die Kirchengeschichte, so Baake, sondern für die gesamte abendländische Kultur. So sei es nicht zuletzt Luthers Wirken zu verdanken, dass die Bürger Lesen und Schreiben lernten. Der Reformationstag erinnere zudem an die Grundlage des christlichen Glaubens, dass man sich Gottes Liebe und Barmherzigkeit anvertrauen dürfe und sie nicht durch eigene Taten verdienen müsse. Halloween sei das historisch weniger bedeutende Fest. Dabei gehe es hauptsächlich um Horror und darum, Menschen an der Haustür zu erschrecken und zu erpressen. Der Programmchef von „MDR 1 Radio Thüringen“, Matthias Gehler, hat aufgrund des KEP-Briefs bereits ein Rundschreiben an seine Mitarbeiter geschickt. Darin heißt es: „In Anbetracht der Tatsache, dass wir uns im Lutherland Thüringen befinden und Luther-Dekade ist, sollte unsere Berichterstattung eher das Reformationsfest in den Vordergrund stellen.“ Halloween komme aber natürlich auch vor. Als „Halloween“-Alternative hat das Evangelische Jugendwerk in Württemberg 2006 die „Church-Night“ (Kirchennacht) ins Leben gerufen. Während sich im ersten Jahr 2009 rund 200 Orte in Württemberg daran beteiligten, machten ein Jahr später 2010 rund 1.000 Veranstalter in Deutschland, der Schweiz und Österreich mit. Insgesamt beteiligten sich rund 100.000 Besucher. In den Mittelpunkt stellten die Veranstaltungen das Gleichnis „Vom Schatz im Acker“ (Matthäus 13,44). Das Angebot war vielfältig: In Ditzingen bei Stuttgart konnten die Gäste nachts

in einer Sporthalle auf Klettertour gehen sowie drei Kurzgottesdienste der benachbarten Kirchengemeinde besuchen. In Selters/Westerwald gab es einen Jugendgottesdienst in einem Fitnessstudio. Auf Initiative der Nordelbischen Kirche wurden Bonbons und Kekse mit dem Konterfei des Reformators Luther vertrieben.

Info-Material: Wer andere über die Hintergründe von Halloween aufklären will, bekommt bei evangelistischen Initiativen wie „Aktion: In Jedes Haus“, dem Missionswerk Werner Heukelbach oder der Stiftung Marburger Medien entsprechendes Infomaterial.

Lutherbonbons (Tüte ab 1,75 Euro) oder Lutherkekse (Rolle 1,50 Euro), jeweils Staffelpreise: Nordelbische Evangelisch-Lutherische Kirche, Tel. 0431/55779285, vertrieb@lutherischeverlag.de, www.lutherbonbon.de
Evangelistische Faltblätter zu Halloween (kostenlos, Spende erbeten). Aktion: In Jedes Haus, 02195-91560, www.ajh-info.de .
Missionswerk Werner Heukelbach, Tel. 02261-9450, www.missionswerk-heukelbach.de .
Stiftung Marburger Medien, Tel.: 06421-18090, www.marburger-medien.de

Infos zur „Churchnight“: Evangelisches Jugendwerk in Württemberg, Tel. 0711.9781235, churchnight@ejwue.de, www.ejwue.de/churchnight

Wenn wir mit unseren Kindern über Gott reden, ist es wichtig, die guten und gütigen Züge Gottes herauszustellen, damit sie Vertrauen zu ihm finden und aufbauen können.

Nyree Heckmann

Energie-Zukunft als Gemeinschaftsaufgabe Aus dem Abschlussbericht der „Ethik-Kommission Sichere Energieversorgung“

Nach der Reaktorkatastrophe im März in Fukushima/Japan hat die Bundesregierung eine Ethik-Kommission „Sichere Energieversorgung“ berufen, um klären zu lassen, wie schnell ein Ausstieg aus der Kern-Energiegewinnung mit ihren Risiken zu bewerkstelligen sei. Die 17köpfige Kommission, der neben Wissenschaftlern, Ökonomen und Kernkraft-Experten auch der Badische Landesbischof Dr. Ulrich Fischer und Kardinal Erzbischof Dr. Reinhard Marx angehörten, kam im Frühsommer zum Ergebnis, dass ein Atomausstieg in den zehn Jahren bis 2022 möglich sei. Sie machte verstärkte Energiegewinnung aus anderen, vor allem erneuerbaren Quellen, Energiesparen und neue Speichertechnologien zur Voraussetzung. Die entscheidenden Passagen aus dem 48seitigen Abschlussbericht der Ethik-Kommission drucken wir hier folgend ab.

Die „Ethik-Kommission Sichere Energieversorgung“ ist der festen Überzeugung, dass der Ausstieg aus der Nutzung der Kernenergie innerhalb eines Jahrzehntes mittels der von ihr vorgeschlagenen Maßnahmen zur Energiewende abgeschlossen werden kann. Dieses Ziel und die notwendigen Maßnahmen sollte sich die gesamte Gesellschaft verbindlich vornehmen.

Dies erfordert eine gemeinsame Anstrengung auf allen Ebenen der Politik, der Wirtschaft und der Gesellschaft, die Nutzung vorhandener risikoärmerer Energieträger auszubauen und neue Wege für eine sichere, nachhaltige und wirtschaftlich vertretbare Energieversorgung zu gehen.

Durch ein solches „Gemeinschaftswerk Energie-zukunft Deutschlands“ wird die Energiewende

ohne Einschränkungen in der Energieversorgung oder beim Klimaschutz gelingen. Sie wird zudem erhebliche ökonomische und technische Möglichkeiten für die deutsche Wirtschaft und Industrie bieten und zu einem Zugewinn an Arbeitsplätzen führen. Ebenso hohe Bedeutung hat sie für Deutschlands Position in der internationalen Zusammenarbeit, der Entwicklungskooperation und den globalen Klimaschutzverhandlungen. Deutschland könnte in der internationalen Staatengemeinschaft zeigen, dass ein Ausstieg aus der Kernenergie die Chance einer Hochleistungsökonomie ist.

Die Kommission betont ihre klare Auffassung, dass der Ausstieg aus der Nutzung der Kernenergie in Deutschland ohne Abstriche beim Klimaschutz bewerkstelligt werden kann.

Den Weg des Ausstiegs und der Wende muss Deutschland mit dem Mut zum Neuen, der Zuversicht in die eigenen Stärken und in einem verbindlichen Prozess der Überprüfung und Steuerung gehen.

Ganzheitliche Betrachtung

Das sind die Kernaussagen des Abschlussberichts der unabhängigen „Ethik-Kommission Sichere Energieversorgung“, die nach der Reaktorkatastrophe im japanischen Fukushima Mitte März dieses Jahres von der Bundesregierung berufen wurde. Der Bericht mit dem Titel „Deutschlands Energiewende – ein Gemeinschaftswerk für die Zukunft“ wurde nach seiner Fertigstellung an die Bundeskanzlerin übergeben und den Fraktionen des Deutschen Bundestages, den Medien sowie der Öffentlichkeit vorgestellt. Die von Professor Dr.-Ing. Matthias Kleiner, Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG, und Professor Dr. Klaus Töpfer, Exekutivdirektor des Institute for Advanced Sustainability Studies IASS, geleitete Kommission mit 17 Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Gesellschaft hatte den Auftrag, die Frage einer weiteren Nutzung der Kernenergie und der Neuausrichtung der Energieversorgung für eine nachhaltige Entwicklung

Deutschlands unter verantwortungsethischen Gesichtspunkten und auf der Basis umfassender Informationen ganzheitlich zu betrachten.

In dem Bericht schlägt die Ethik-Kommission allen an dem „Gemeinschaftswerk Energiezukunft Deutschlands“ beteiligten Personen, Institutionen und Organisationen konkrete Maßnahmen zum Ausstieg aus der Nutzung der Kernenergie und zur Energiewende vor. Diese Maßnahmen versteht die Kommission als „handlungspraktische Konsequenzen“ der von ihr vorgenommenen ethischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Abwägungen.

Vorschläge im einzelnen

Im Einzelnen schlägt die Kommission vor: Die Atomkraftwerke in Deutschland sollen aus ethischen Gründen nur so lange laufen, bis ihre Leistung durch eine risikoärmere Energieversorgung ersetzt werden kann. Die Leistung von 8,5 Gigawatt der gegenwärtig vom Moratorium betroffenen Atomkraftwerke und des Atomkraftwerkes Krümmel soll dauerhaft vom Netz genommen werden, weil sie durch eine risikoärmere Energieversorgung ersetzt werden kann.

Alle Atomkraftwerke in Deutschland sollen schrittweise vom Netz genommen werden. Die Reihenfolge soll sich nach dem verbleibenden Risiko der einzelnen Anlagen und ihrer Bedeutung im regionalen Stromnetz richten, es sei denn, dass sich weitere Risiken durch vertiefende Analysen zur Reaktorsicherheit zeigen.

Die Endlagerung des Atommülls soll bei höchsten Sicherheitsanforderungen rückholbar erfolgen.

Die durch die schrittweise Stilllegung aller Atomkraftwerke entfallende Leistung soll maßgeblich durch eine effektivere Energienutzung, den Ausbau erneuerbarer Energien, den innovativen Einsatz fossiler Energieträger und die Neukonzeption sogenannter Kapazitätsmärkte gedeckt werden.

Energie-Effizienz ist nötig

Für eine effektivere Energienutzung sieht die Kommission vor allem in privaten Haushalten erhebliche Potenziale in der Steigerung der Effizienz von bis zu 60 Prozent, aber auch in Teilen der Industrie und im Handwerk. Als konkrete Maßnahmen schlägt die Kommission hier vor allem den flächendeckenden Ausbau der energetischen Gebäudesanierung hin zu einer energetischen Stadtsanierung und einer konsequent energieeffizienten Bauweise bei allen Neubauten vor.

Der Ausbau und die deutlich stärkere Nutzung erneuerbarer Energien sollen aus Sicht der Kommission vor allem im Bereich der Windenergie erfolgen, aber auch in der Photovoltaik, der Geothermie und der energetischen Nutzung von Biomasse.

Einen stärkeren innovativen Einsatz fossiler Energieträger schlägt die Kommission insbesondere für Gas als den CO₂-ärmsten fossilen Energieträger in zusätzlichen Gaskraftwerken vor. Ebenso sollen Kraft-Wärme-Kopplungsanlagen zur Steigerung der Energieeffizienz und Senkung der CO₂-Emissionen ausgebaut werden. Die gegenwärtig in Planung und Bau befindlichen, effizienteren und umweltverträglichen fossil betriebenen Kraftwerke sollen alte, ineffiziente und umweltbelastende Kraftwerke ersetzen.

Darüber hinaus schlägt die Kommission die Einführung innovativer Konzepte für eine intelligente, lastabhängige und konsumentengesteuerte Stromnutzung (smart grid) sowie die Neukonzeption und den Ausbau der Energie-Infrastruktur unter Einbeziehung intelligenter Stromnetze und Energiespeicher als Herzstück einer neuen High-Tech-Wirtschaft vor. Eine Neukonzeption von Kapazitätsmärkten soll schließlich die zentralen Parameter Grundlast, Systemstabilität und Angebot gleichermaßen berücksichtigen, was auch regulierenden Einfluss auf die Preisgestaltung haben kann.

Die Kommission ist davon überzeugt, dass durch eine rasche und konsequente Umsetzung dieser

Maßnahmen der Zeitraum für den Ausstieg von zehn Jahren verkürzt werden kann. Das letzte Atomkraftwerk kann dann im besten Fall bereits deutlich eher vom Netz genommen werden.

Die Umsetzung der Maßnahmen soll in einem kontinuierlichen Monitoring-Prozess anhand einer Reihe von „Prüfkriterien“ erfolgen. Als solche Prüfkriterien sieht die Kommission die Erfordernisse des Klimaschutzes, der Versorgungssicherheit, Fragen der Wirtschaftlichkeit, Finanzierbarkeit und sozialen Kostenverteilung, die Wettbewerbsfähigkeit des Wirtschaftsstandorts Deutschland, den jeweils aktuellen Stand von Forschung und Innovation sowie die Frage der Abhängigkeit von Energieimporten. Die einzelnen Maßnahmen zur Energiewende sollen an diesen Kriterien gemessen und erforderlichenfalls angepasst werden. Zu den jetzt entwickelten Kriterien können im Laufe des Monitoring-Prozesses weitere hinzukommen.

Anspruchsvolle Aufgabe

Aus Sicht der Kommission ist die Energiewende organisatorisch eine äußerst anspruchsvolle Aufgabe, für die ein umfassendes Projektmanagement erforderlich ist, das die Politik besonders herausfordert.

Zur Finanzierung der Maßnahmen plädiert die Kommission für öffentliche Investitionen, die auch die Finanzierung von Marktanreizen und die Verbindung von ordnungspolitischen Vorgaben mit finanziellen Anreizen beispielsweise bei privaten Haushalten umfassen soll, sowie für privatwirtschaftliche Investitionen unter Entwicklung und Einbeziehung neuer Finanzierungsinstrumente wie Geldanlagen in nachhaltige Wirtschaft. Die Kommission hält den Finanzierungsbedarf für den Ausstieg aus der Kernenergie und die Energiewende einerseits für beträchtlich. Sie sieht andererseits darin einen möglichen Wachstumstreiber, weil die notwendigen Investitionen in die Energieversorgung und ihre Infrastruktur positive Impulse für die Wirtschaft geben und vielfältige Erträge auslösen.

Von zentraler Bedeutung für das Gelingen der Energiewende ist nach Überzeugung der Kommission eine möglichst hohe Transparenz der politisch notwendigen Entscheidungen. Um diese herzustellen, schlägt die Kommission die Einsetzung eines „Parlamentarischen Beauftragten für die Energiewende“ vor, der auch den Ablauf und Stand des Ausstiegs aus der Kernenergie und der Energiewende in einem jährlichen Monitoring-Bericht begleiten und erforderlichenfalls auch eigene Anstöße geben soll.

Forum aller Gruppen

Ebenso unverzichtbar ist aus Sicht der Kommission die Beteiligung möglichst aller gesellschaftlichen Gruppen am Ausstiegs- und Energiewende-Prozess und deren Dialog mit den Verantwortlichen in Politik und Wirtschaft. Hierfür schlägt die Kommission ein „Nationales Forum Energiewende“ vor, das den Diskurs in öffentlichen Veranstaltungen ermöglichen soll. Die Kommission sieht den Prozess des Ausstiegs und der Energiewende als Quelle von neuen Chancen für das Mitwirken der Bürger bei dezentralen Entscheidungen.

Besondere Bedeutung in dem Gemeinschaftswerk haben schließlich auch Wissenschaft und Forschung. Dies gilt für die naturwissenschaftliche und technische ebenso wie für die gesellschafts- und sozialwissenschaftliche Forschung. Der Ausstieg aus der Kernenergie erfordert weitere Forschung auch zur Sicherheit kerntechnischer Anlagen sowie zum Umgang mit nuklearen Abfällen.

Die Kommission hat ihren Bericht und die darin vorgeschlagenen Maßnahmen auf der Basis eigener Diskussionen und unter Einbeziehung umfassender externer Expertise erarbeitet. Die Diskussionen innerhalb der Kommission fanden größtenteils auf zwei Klausursitzungen Ende April in Liebenberg und Mitte Mai in Genshagen sowie in der ganztägigen Abschlussdebatte am 28. Mai in Berlin statt. Sie waren von großer Offenheit, von ebenso großem Respekt auch für jeweils andere Positionen und vom gemeinsa-

men Willen zum Konsens gekennzeichnet. Als beispielhaft dafür sieht die Kommission an, dass einerseits in ihren Reihen die beiden unterschiedlichen Grundpositionen einer kategorialen Ablehnung und einer relativierenden Risikoabwägung der Kernenergie prononciert vertreten wurden, und dass andererseits aber die Vertreter beider Grundpositionen in praktischer Hinsicht zu demselben Schluss gelangten, die Nutzung der Atomkraftwerke in Deutschland so zügig zu beenden, wie ihre Leistung durch ökologisch, wirtschaftlich und sozial risikoärmere Energien ersetzt werden kann.

Die externe Expertise wurde vor allem auch durch den „Öffentlichen Dialog“ eingebracht, den die Kommission am 28. April mit Persönlichkeiten aus der energie-erzeugenden und energie-verbrauchenden Wirtschaft, aus den Bereichen Erneuerbare Energien und Netzbetrieb, aus den Natur-, Ingenieur- und Sozialwissenschaften sowie aus Kommunen, der Arbeitnehmerschaft, dem Mieterbund, aus Nichtregierungsorganisationen und der Umweltbewegung führte. Dieser ganztägige Dialog, der vom Fernsehsender Phoenix live übertragen wurde, zeigte ein außerordentlich breites Spektrum der relevanten Positionen und bereicherte die Diskussionen in der Kommission in vielfacher Weise.

Richtungsweisender Bericht
Die so erfolgte Erarbeitung ihres Berichts und der vorgeschlagenen Maßnahmen sieht die Kommission auch als richtungsweisend für die künftigen gemeinsamen Anstrengungen von Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft in dem Gemeinschaftswerk Energiezukunft Deutschlands an.

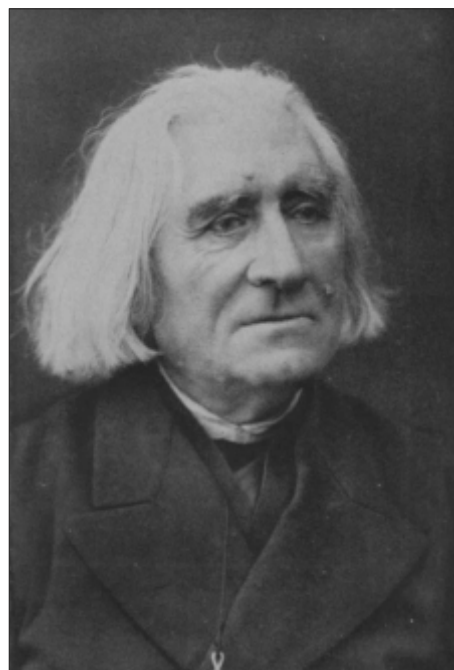
Die Ethik-Kommission dankt der Bundesregierung für das durch ihre Berufung zum Ausdruck gebrachte Vertrauen in eine unabhängige und verantwortungsethisch basierte Diskussion und Entwicklung von Entscheidungsgrundlagen zur Lösung einer zentralen politischen, ökonomischen und sozialen Frage. Sie dankt allen, die

sich in ihre Arbeit eingebracht und diese unterstützt haben. Und sie appelliert an Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft, den Ausstieg aus der Kernenergie und die Energiewende in Deutschland gemeinsam und entschlossen anzugehen und umzusetzen.

Ein enttäuschter Gläubiger Der Komponist Franz Liszt wurde vor 200 Jahren geboren

von Professor Kurt Witterstätter, Speyer

Ein exzentrisches Leben voller Romannaher Bilderbuch-Romantik führte der musikalische Jahres-Jubilar Franz Liszt, der vor 200 Jahren am 22. Oktober 1811 im ungarischen Raiding bei Odenburg/ Sopron nahe der burgenländisch-



Franz Liszt

österreichischen Grenze als Sohn des Esterházy'schen Gutsverwalters Adam List (und seiner aus Krems stammenden Ehefrau Anna) geboren wurde. Liszt war der Mega-Klavierstar seiner Zeit. Sein Ruhm als Komponist hält sich bis heute.

Die ungarischen Beziehungen des Klaviervirtuosen und Komponisten Liszt, der erst in seinen letzten Lebensjahren ungarisch lernte, zuvor nur

deutsch und französisch sprach, sind also eher kulturell als familiär. Sein Vater fügte seinem ursprünglichen Namen List erst nach seiner Anstellung im fürstlichen Esterházy, wo fünfzig Jahre zuvor Haydn gewirkt hatte, ein „z“ ein, um die Aussprache „Lischt“ seines Namens im burgenländisch-ungarischen Grenzgebiet zu verhindern. Die Ausbildung des jungen, klavier-begabten Franz wurde dann aber von ungarischen Gönnern bei Czerny und Salieri in Wien gefördert. Die Auftritte des brillanten Jünglings mit den schulterlangen, blonden Haaren als Ungar schufen in Mittel- und West-Europa dann eine besondere Aura. Subjektiv fühlte sich Liszt im aufkommenden Slawen-Nationalismus des 19. Jahrhunderts tatsächlich als Ungar.



Denkmal vor dem Schloss in Eisenstadt Foto: Austria-Forum

Liszts kompositorisches Werk für Klavier, Chor und Orchester (Kammermusik und Opern schrieb er nicht) huldigt dem Ungarntum denn

auch mit den Ungarischen Rhapsodien, mit Ungarischen Fantasien, Csardas-Tänzen, der Ungarischen Krönungs- und der Graner Messe. Anklänge an Zigeunermusik mit rhapsodischen Zwischenspielen und ostinaten Steigerungen sind aber nur eine Seite in Liszts umfangreichem Schaffen aus seinen 75 Lebensjahren. Jenseits des Folkloristisch-Ungarischen wurde er mit absoluter wie mit literarisch-programmatischer und mit geistlicher Musik produktiv.

Vorbild Paganini

Verständlicherweise schrieb Liszt, der sein Klavierspiel nach dem Erlebnis von Paganinis Suggestion mit der Geige in Paris durch intensives Üben auf vergleichbar faszinierende Höhen schraubte, ein umfangreiches Klavierrepertoire mit Etüden, Fantasien, Tänzen, schweizer und italienischen Pilgerstücken („Années de pèlerinage“), Balladen, Legenden und Liebesträumen nieder. Hier war Chopins Klavierpoesie sein großes Vorbild, das er nur selten erreichte, vielleicht am ehesten in der markanten h-Moll-Sonate. Auf jeden Fall hat Liszt mit seinem Klavierwerk die Grundlage für die Klaviervirtuosität des 20. Jahrhunderts geschaffen, die dann Schüler und Nachfolger wie Carl Tausig, Emil von Sauer, Felix Draeseke, Julius Reubke, Ferruccio Busoni und Eugène d'Albert weiter gaben.

Großen Einfluss auf Liszts orchestrales Schaffen, der fast zwanzig Jahre lang von 1842 bis 1861 Hofkapellmeister in Weimar war, übte Hector Berlioz mit seiner programmatischen, von Leitmotiven durchsetzten Orchestermusik aus. Literarische Vorlagen flossen insbesondere in Liszts sinfonische Dichtungen und in seine Sinfonien ein (Bergsinfonie, Faust-Symphonie, Symphonie zu Dantes „Divina Commedia“ mit Chor). Einen zweifelhaften, späten Ruhm erhielt Liszts sinfonische Dichtung „Les Préludes“ mit ihrem machtvoll-aufschwunghaften Posaunen-Motiv als Kennmelodie für die Wehrmachts-Sondermeldungen vom Zweiten Weltkrieg im Dritten Reich. Dabei haben gerade „Les Préludes“ als „Vorspiele“ zum göttlichen Jenseits ironischerweise stark religiöse Bezüge mit der Grundlage der

Alphonse-de-Lamartine-Zeilen „Was anderes ist unser Leben als eine Reihenfolge von Präludien zu jenem unbekanntem Gesang, dessen erste und feierliche Note der Tod anstimmt?“

Tochter Cosima

Liszt war bei allem großzügigen, ausschweifenden Lebensstil tief religiös geprägt und interessierte sich für die Frühsozialisten. Damit war er der Prototyp des exzentrisch-ambivalenten Künstlers der Romantik, der Grenzen der Konvention in Lebensführung wie Kunst sprengte. In Paris lebte er in freier Verbindung mit der geistreichen Gräfin Marie d'Agoult, die seinetwegen ihren Mann verlassen hatte und von Liszt drei Kinder empfing, darunter Cosima, die später nacheinander Ehefrau des Dirigenten Hans von Bülow und Richard Wagners war (der somit als zwei Jahre jüngerer Liszts Schwiegersohn wurde). In Weimar hatte Liszt die geschiedene Carolyne von Sayn-Wittgenstein zur Partnerin. Der erstrebten Verheiratung verweigerte die römische Kurie lange die Zustimmung, was den gläubigen Katholiken Liszt sehr enttäuschte. Als sie 1861 schließlich gegeben wurde, zog Carolyne ihren Ehwunsch wegen Affären Liszts mit anderen Frauen zurück.

Nach seinen Weimarer Jahren wandte sich Liszt noch stärker der Kirche zu. Er verbrachte die Winter in Rom und erhielt die niederen Weihen eines Abbé. Psychologen könnten hierin die Verarbeitungsform einer Identifikation erblicken. Andererseits war Liszt von Jugend an tief vom Katholizismus geprägt und in ihm verwurzelt. Hieraus ist auch sein umfangreiches geistliches Oeuvre für Orgel, Gesang und Orchester geprägt, das zusätzliche Nahrung vom aufkommenden Cäcilianismus erhielt. Aus ihm ragen die beiden in Rom entstandenen Oratorien „Die Legende von der Heiligen Elisabeth“ von 1862 und „Christus“ von 1867 heraus. Liszt schrieb dazu: „Nachdem ich die mir gestellte symphonische Aufgabe in Deutschland, so gut ich es vermochte, zum größeren Teil gelöst habe, will ich nunmehr die oratorische erfüllen“. Liszt, der im Sommer regelmäßig in Bayreuth weilte, starb dort während der Festspiele am 31. Juli 1886.

Generöser Förderer

Liszts Bedeutung für die Musikentwicklung wird erst in den letzten Jahren so richtig erkannt. Lange sah man in ihm zu sehr nur den Folkloriker und den Virtuosen, der auch kompositorisch vor allem der Brillanz und Bravour huldigte. Heute erblickt man gerade in seinen späten Klavierwerken mit ihren Dissonanzen und modalen Tonfolgen Vorboten der Moderne des 20. Jahrhunderts. Auch hat Liszt als Haupt der „Neudeutschen“ Programm-Musiker (im Gegensatz zu den formstrengen Konservativen um Brahms und Hanslick) Musikgeschichte geschrieben und sie geprägt. Die zyklische Zusammenfassung von Einzelsätzen zu einem Ganzen (man denke nur an die beiden Klavierkonzerte) ist eine Errungenschaft Liszts. Menschlich war Liszt außerordentlich generös, unterrichtete teilweise ohne Honorar zu nehmen und unterstützte nachwachsende Komponisten wie Brahms, Dvorak, Peter Cornelius und Edvard Grieg. Der junge Grieg reiste 1868 mit dem Autograph seines a-Moll-Klavierkonzerts zu ihm nach Rom. Liszt spielte die drei Sätze anstandslos vom Blatt und prophezeite dem noch unbekanntem Grieg eine glänzende Karriere.

Andererseits ist zu sehen, dass nur der geringere Teil von Liszts Schaffen im Konzertsaal laufend präsent ist. Viele musik-literarische Werke haben ohne ihre textliche Grundlage nur einen geringen Eigenwert. Auch sind viele Klavier-Paraphrasen Liszts etwa zu Opern („Don Giovanni“, „Rigoletto“, „Norma“ und zu anderen) dem Zeitgeschmack verhaftet und interessieren heute allenfalls spieltechnisch.

Leben

Dem Klang des Lebens lauschen
aus einer der anderen Welt,
die ich nicht sehe und nicht verstehe.
Deren leisen Ton ich manchmal
schon höre, weil Gott sie mir immer
neu verspricht.

Tina Willms

Der ganze Schmutz und Glanz meiner Seele

Zum Gedenken an den 200. Todestag von Heinrich von Kleist am 21. November 1811

Von Dr. Martin Hussong, Speyer



Heinrich von Kleist

Heinrich von Kleist ist einer der widersprüchlichsten deutschen Dichter. Seine Dramen sind von prometheischer Kraft. Seine von Aufklärung und Klassizismus geprägten Zeitgenossen verstanden sie nicht. Aus Anlass von Heinrich von Kleists 200. Todestag am 21.

November zeigt uns Dr. Martin Hussong, der in Speyer lebende Germanist und Theologe, wie erst der Expressionismus Kleist gebührend zu würdigen vermochte.

In der Vossischen Zeitung vom 26. und 28. November 1811 konnte man folgende Nachricht lesen:

„Adolphine Vogel geborene Keber und Heinrich v. Kleist haben am 21. November gemeinschaftlich diese Welt verlassen, aus reinem Verlangen nach einer besseren.“ Verfasser war der Kriegsrat Peguillhens, ein Freund der Familie Vogel. Er bittet zugleich, „nicht zwei Wesen lieblos zu verdammen, welche die Liebe und Reinheit selbst waren“. Fast gleichzeitig, nämlich am 27. November, urteilte der preußische König Friedrich Wilhelm III. in einem Brief an seinen Staatskanzler Hardenberg ganz anders: „Ich habe mit großem Mißfallen in dem gestrigen Blatt der Vossischen Zeitung die öffentliche Anpreisung eines in der vorigen Woche begangenen Mordes und Selbstmordes gelesen. Wenn es jedem, dessen sittliches Gefühl erstorben ist, freystehen soll, seine verkehrten Ansichten in Blättern, die in

jedermanns Hände kommen, laut und mit anmaßender Verachtung Bedenkender zu predigen; so werden alle Bemühungen, Religiosität und Sittlichkeit im Volke zu beleben, vergebens seyn.“

Diese gegensätzliche Bewertung des Doppelselbstmords am Wannsee spiegelt sich auch in Briefen Kleists aus den letzten Tagen, aber auch in den Aussagen der Gastleute im „Stimmigen Krug“, wo Kleist und Adolphine Henriette Vogel die letzten Stunden ihres Lebens verbracht haben. Am Morgen vor seinem Tod schrieb er an seine Stiefschwester Ulrike: „Die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war.“ Zugleich aber wünscht er ihr einen Tod „nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinen gleich.“ Zehn Tage vorher hatte er in einem der letzten Briefe an seine Kusine Marie von Kleist seinen geplanten Tod „den wollüstigsten aller Tode“ genannt. Eine Bediente des Gasthofes berichtet dem Untersuchungsrichter, das Paar habe noch trotz des kühlen Wetters im Freien den Kaffee nehmen wollen und sei dann „Hand in Hand den Berg hinunter nach dem See“ gesprungen, „schäkernd und sich jagend“. Ein Biograph Kleists, Peter Michalzik, der die Zeugnisaussagen über die Haltung der beiden Toten ausgewertet hat, kommt zu dem Schluss „dass die Sterbenden ihre Lage bewusst gewählt haben bezeichnenderweise die Lage der Leiche Henriette Vogels von Kleist sogar arrangiert“ worden sei.¹ Vorbild sei ein Gemälde von Simone Vouet „Sterbende heilige Magdalena“ gewesen, das Kleist während seiner Gefangenschaft in Châlons sur Marne gesehen und in einem Brief an Marie von Kleist im Juni 1807 beschrieben hat. Ganz so wie die Sterbende auf dem Bild, lag Henriette Vogel: „Die Tote befindet sich auf dem Bild auf Knien, halb sitzend, halb liegend, nach hinten in die Arme des einen Engels gesunken.“²

Nichtsnutziges Gesellschaftsglied Verzweiflung einerseits war es, die Kleist zum Selbstmord drängte. Alle seine Pläne, Projekte und Unternehmungen waren erfolglos geblieben oder hatten ihn in finanziellen Ruin geführt. Seine Dramen wurden kaum gespielt, sein Versuch mit



den „Berliner Abendblättern“ eine neue Art von Zeitung zu kreieren, war trotz anfänglicher Erfolge gescheitert, weil ihm Berichte und Kommentare zu aktuellen politischen Ereignissen untersagt wurden. In einer Kabinettsorder vom Februar 1811 hieß es: „Es ist für die Erhaltung der allgemeinen Ruhe wesentlich notwendig, dass sowohl über äußere Verhältnisse als über die Verfassung des Staates nichts publiziert werde, was den Verhältnissen mit fremden Mächten oder meinen Absichten entgegen ist und die öffentliche Ansicht derselben verwirren könnte.“ Schließlich hat sich auch seine Familie von ihm abgewandt und ihn, so der Dichter an Marie von Kleist am 11. November 1811, „als ein ganz nichtsnutziges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Teilnahme mehr wert sei“ bezeichnet.

Heinrich von Kleist, am 18. Oktober 1777 geboren, entstammte einer wenig begüterten Adelsfamilie, in der es Tradition war, dass die Söhne eine militärische Laufbahn einschlugen. Seine Eltern starben früh. Mit 14 Jahren begann

auch Heinrich in Potsdam eine Offiziersausbildung. 1792/93 wurde es ernst für ihn: Mit der preußischen Armee wurde er gegen die Truppen der französischen Revolution in Frankfurt, Mainz und in der Pfalz eingesetzt. Bei Pirmasens, Trippstadt und Kaiserslautern nahm er an Kämpfen teil. Gegen den Widerstand seiner Familie nahm der junge Offizier 1799 seinen Abschied und schrieb sich als Student in der „Viadrina“, der Universität seiner Heimatstadt Frankfurt an der Oder, ein. Er war fasziniert von den Ideen der Aufklärung. Seinem Freund aus der Militärzeit, Otto August Rühle von Lilienstern, widmete er seinen ersten Essay: „Aufsatz, den sicheren Weg des Glücks zu finden und ungestört – auch unter den größten Drangsalen des Lebens – zu genießen“. Darin propagiert er – naiv und idealistisch – die Tugend als das wahre innere Glück: „Die Tugend macht nur allein glücklich.“ Im Mai 1799 schrieb er an Ulrike von seinem „Lebensplan“: „Die erste Handlung der Selbstständigkeit eines Menschen ist der Entwurf eines solchen Lebensplans. ... Ein freier, denkender Mensch bleibt da nicht stehen, wo der Zufall ihn hinstößt ... Er bestimmt nach seiner Vernunft, welches Glück für ihn das höchste sei. In seinen „Denkübungen“ für Wilhelmine von Zenge, mit der er sich in Frankfurt verlobt hatte, - versucht er im Sinne der Aufklärung zu bilden.

Kein Amtsträger

Zunehmend beginnt Heinrich an seinen Berufsplänen zu zweifeln. Nach nur drei Semestern gibt er das Studium auf. Wilhelmines Eltern haben zur Bedingung ihrer Zustimmung zur Verlobung ihrer Tochter gemacht, der junge Bräutigam müsse als Basis für eine Familiengründung ein Amt anstreben. Schon im November 1799 aber bekennt Kleist der Schwester Ulrike, „daß das Interesse, das mir die Seele erfüllt, schlecht mit dem Geiste harmoniert, der in der Gesellschaft weht, ... dass es nicht die Bildung für die Gesellschaft ist, die mein Zweck ist, dass diese Bildung, und mein Zweck, zwei ganz verschiedene Ziele sind.“ Zunächst einmal verlässt Kleist Frankfurt an der Oder, und unternimmt mit einem Freund eine Reise nach Würzburg, wo er sich zwei Monate

aufhält. Ende Oktober 1800 versucht er es in Berlin mit einem Volontariat bei der preußischen Verwaltung. Desillusioniert schreibt er aber schon im November ernüchtert „Ich will kein Amt nehmen ... Ja ich bin selbst zu ungeschickt, mir ein Amt zu erwerben.“ Im März 1801 schreibt er an Wilhelmine, die er nur noch einmal bei einem Kurzbesuch gesehen hat, einen Brief, der Dokument einer tiefen Krise ist, die man in der Kleistforschung „Kant-Krise“ nennt: „Vor kurzem ward ich mit der neueren sogenannten Kantischen Philosophie bekannt – und Dir muß ich jetzt daraus einen Gedanken mitteilen, indem ich nicht fürchten darf, dass er Dich so tief, so schmerzlich erschüttern wird als mich. --- Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urteilen müssen, die Gegenstände, welche sie dadurch erblicken, sind grün – und nie würden sie entscheiden können, ob ihre Augen die Dinge zeigen, wie sie sind. ... Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint.“ Ein etwa dreimonatiger Aufenthalt in Paris mit Ulrike blieb ebenfalls enttäuschend. Die „Reise ins Ausland“ bleibt „ohne Ziel und Zweck, ohne begreifen zu können, wohin das mich führen würde“ schreibt er am 21. Juli 1801 an Wilhelmine. Ende des Jahres reist er in die Schweiz, wo er u. a. mit einem Sohn Wielands engeren Kontakt hat. Ein halbes Jahr verbringt er auf einer Aarinsel bei Thun. In dieser Zeit liegen seine Anfänge als Schriftsteller. Die ersten Ansätze zum „Zerbrochenen Krug“ entstehen, die Tragödie „Robert Guiskard“ bleibt Fragment. Erstes vollendetes Stück wird „Die Familie Schroffenstein“.

Die Lektüre Rousseaus, besonders des „Emil“, weckt in Kleist den Traum, sich auf der Insel niederzulassen und Landwirtschaft zu betreiben. Schon in Paris hatte er Wilhelmine von einem solchen Plan geschrieben und sie aufgefordert ihm zu folgen: „Ich will im eigentlichen Verstande ein Bauer werden.“ So schreibt er am 10. Oktober 1801. Wilhelmine sagt jedoch ab. Der letzte Brief an Wilhelmine vom 20. Mai 1802 von der Aarinsel bei Thun endet: „Liebes Mädchen,

schreibe mir nicht mehr. Ich habe keinen andern Wunsch, als bald zu sterben.“

Trennung von der Braut

Mit der Trennung von Wilhelmine beginnt für Kleist die unruhigste Zeit seines Lebens. Sie ist geprägt von vielen Reisen. Öfter ist er in Berlin und Potsdam, in Würzburg, Dresden, Bern, Mailand, Genf, erneut in Paris und für fast zwei Jahre in Königsberg, wo er eine Ausbildung versucht, um doch noch in den Staatsdienst zu kommen. Und das alles in unruhiger Zeit. Napoleon hat fast ganz Europa besetzt. Nach der Niederlage Preußens versucht Kleist nach Berlin zurückzukehren. Unter dem Verdacht ein Spion zu sein, wird er 1807 dort verhaftet und nach Frankreich gebracht. Die Haft dauert von März bis Juli des Jahres. Nach seiner Entlassung zieht es ihn nach Dresden. 1809 reist er nach Österreich und Prag. Im Januar 1810 ist Kleist wieder in Berlin. Alle diese Reisen sind nicht nur strapaziös, sondern kosten viel Geld. Längst hat Kleist sein Erbe aufgebraucht und ist auf Zuwendungen von Verwandten und Freunden angewiesen. Vor allem seine Projekte, die nach anfänglichen Erfolgen bald gescheitert sind, stürzen ihn in Schulden, etwa die mit Adam Müller herausgegebene Zeitschrift „Phöbus“.

Trotz der Rastlosigkeit ist es verwunderlich, dass in dieser Zeit Kleists Erzählungen und die großen Stücke entstehen können, z.B. Michael Kohlhaas, Die Marquise von O...., Die Verlobung in St. Domingo, Der zerbrochene Krug, Amphitryon, Penthesilea, Das Käthchen von Heilbronn, Die Hermannsschlacht und Der Prinz von Homburg. Obgleich er als Dichter zunehmend bekannt wird, bleibt ihm der Erfolg versagt. Insbesondere Goethe lehnte die „Penthesilea“ ab, sie grenze an das „Hochkomische“. In einer Hamburger Zeitung hieß es 1808: „Nach der Theorie der alten Ästhetiker erregt das Trauerspiel Furcht und Mitleid; an deren Stelle treten hier Entsetzen, Abscheu und Ekel.“

Ursachen seines Misserfolgs als Dichter und dafür dass er noch lange nach seinem Tod kaum beachtet, geschweige denn angemessen gewür-

digd wurde, sind darin zu sehen, dass er als Person Außenseiter geblieben war, auch seine Werke den Zeitgenossen weitgehend fremd blieben. Nach seiner Absage an Ideen der Aufklärung, konnten auch Goethe als Vertreter des Idealismus, selbst die meisten Romantiker mit ihm nichts anfangen. Blamberger spricht bei „Penthesilea“ von einer „gegenklassischen Wendung“, von einem „ästhetischen Paradigmenwechsel“.³

Kleist's „Sprachkrise“

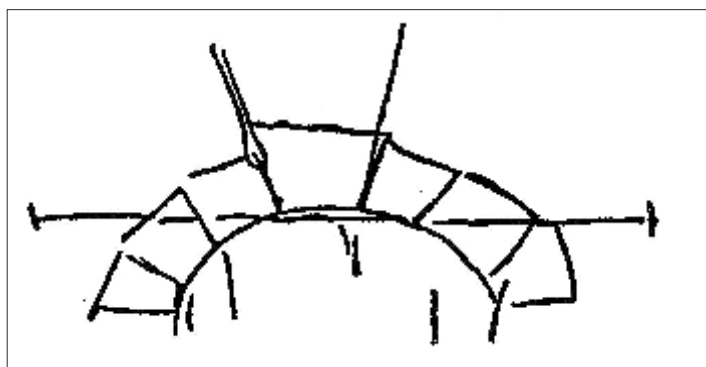
Ganz und gar unterscheidet sich Kleist's Sprache von der seiner Zeitgenossen. Obgleich er sich immer mehr mit dem Gedanken, Schriftsteller zu werden, beschäftigt und erste Texte entstehen, klagt er Ulrike schon früh, am 5. Februar 1801, über sein Ungenügen an der Sprache, seine Sprachkrise: „Und gern möchte ich Dir alles mitteilen, wenn es möglich wäre. Aber es ist nicht möglich, und wenn es auch kein weiteres Hindernis gäbe als dieses, dass es uns an einem Mittel zur Mitteilung fehlt. Selbst das einzige, das wir besitzen, die Sprache taugt nicht dazu, sie kann die Seele nicht malen, und was sie uns gibt, sind nur zerrissene Bruchstücke.“ Am Ende der „Penthesilea“ hat die Amazonenkönigin Achilles aus Liebe buchstäblich „zerrissen“. Das erklärt sie so: „So war es ein Versehen. Küsse, Bisse,/Das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt,/Kann schon das eine für das andre greifen.“

Ringeln mit der Sprache

Kleist's Schreiben erscheint oft als ein Ringeln mit der Sprache. Das spiegelt sich im dramatischen Tempo und der Verschachtelung der Sätze. Blamberger spricht von „jagendem Rhythmus“ und einer „alles miteinander verwirbelnden Syntax“ in Kleist's Dramensprache.⁴ Beispiel dafür ist auch der Beginn der „Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege“: „In einem bei Jena liegenden Dorf erzählte mir, auf einer Reise nach Frankfurt, der Gastwirt, dass sich mehrere Stunden nach der Schlacht, um die Zeit, da das Dorf schon ganz von der Armee des Prinzen von Hohenlohe verlassen und von Franzosen, die es

für besetzt gehalten, umringt gewesen wäre, ein einzelner preußischer Reiter darin gezeigt hätte; und versicherte mir, daß wenn alle Soldaten, die an diesem Tage mitgefochten, so tapfer gewesen wären, wie dieser, die Franzosen hätten geschlagen werden müssen.“ Es verwundert nicht, dass gerade ein solcher Text ein beliebtes Vortragsstück für Schauspieler wurde.

Ein anderes Kennzeichen für Kleist sind ausgeführte Metaphern, eindruckliche Bilder, wie sie sowohl in Briefen als auch in den Stücken vorkommen. In einem Brief an Wilhelmine vom 13. November 1800 erscheint, sogar versehen mit einer Skizze, das Bild vom Gewölbe: „Warum, dachte ich, sinkt wohl das Gewölbe nicht ein, da es doch keine Stütze hat? Es steht, antwortete ich, weil alle Steine auf einmal einstürzen wollen.“



Später mahnt Prothoe die Freundin mit dem selben Gleichnis:

„Sinke nicht,
Und wenn der ganze Orkus auf dich drückte!
Steh, stehe fest, wie das Gewölbe steht,
Weil seiner Blöcke jeder stürzen will!
Beut deine Scheitel, einem Schlußstein gleich,
Der Götter Blitzen dar, und rufe, trifft!

Das Bild von der abgestorbenen Eiche findet sich zum ersten Mal in der „Familie Schroffenstein“: „Freilich mag/Wohl mancher sinken:
Denn/Die kranke, abgestorbne Eiche steht/Dem Sturm, doch die gesunde stürzt er nieder,/Weil er in ihre Krone greifen kann.“ Mit dem gleichen Bild deutet Prothoe am Ende den Tod Penthesileas:

„Sie sank, weil sie zu stolz und kräftig blühte!
Die abgestorbne Eiche steht im Sturm,
Doch die gesunde stürzt er schmetternd
nieder, weil er in ihre Krone greifen kann.“

Spätes Verständnis

Erst hundert Jahre später, in der Zeit des Expressionismus, begann man Kleist und die Figuren seiner Dramen und Erzählungen zu verstehen. Sie finden sich in einer ihnen rätselhaft gewordenen, gebrochenen Welt. Penthesilea vor allem gerät nicht nur mit ihrer Umwelt in Konflikt sondern auch mit sich selbst. Die Vernunft versagt in der „Gebrechlichkeit der Welt“, auch das Gefühl ist nicht mehr die ruhige, unwandelbare Sicherheit des Innern; es bricht vielmehr mit elementarer Gewalt aus ihr heraus. Penthesilea verkörpert die paradoxe Lage des Menschen. Ihr Handeln verliert jeden Maßstab in dieser unsicheren Welt. Prothoe, fasst Penthesileas psychische Situation so zusammen: „Freud ist und Schmerz dir, seh ich, gleich verderblich und gleich zum Wahnsinn reißt dich beides hin.“ Zwischen den Konfliktpolen ihres Handelns scheint sich Kleist selbst zu finden.

Günter Blamberger pointiert so: „Eine Kleist-Biographie ohne Interpretation der ‚Penthesilea‘ wäre so absurd wie eine Napoleon-Biographie ohne die Schilderung seines Russland-Feldzugs.“⁵ An Marie schreibt Kleist im Winter 1807 über seine „Penthesilea“: „Es ist wahr, mein innerstes Wesen liegt darin: ... der ganze Schmutz zugleich und Glanz meiner Seele.“⁶ Wenige Tage vor seinem Tod, am 9. November 1811, wendet sich Kleist, auf Henriette Vogel Bezug nehmend, erneut an Marie, Worte Penthesileas zitierend: „So viel wisse, dass meine Seele, durch die Berührung mit der ihrigen, zum Tode ganz reif geworden ist.“ Penthesilea bezeichnet sich als „überselig“, Kleist spricht von dem „Triumphgesang, den meine Seele in diesem Augenblick des Tode anstimmt“. Der Überschwang, der im Brief an Sophie, die Ehefrau seines Freundes Adam Müllers, am 20. November anklingt, erinnert an Wielands kleiner Schrift „Sympathien“, die Kleist schon in seiner Jugend gelesen und bewundert hat. Bei Wieland heißt

es: „Wie glücklich, wenn sympathetische Seelen einander finden! Seelen, die vielleicht schon unter einem andern Himmel sich liebten, und itzt, da sie sich sehen, sich dessen wieder erinnern, wie man eines Traums sich erinnert ...“⁷ In wechselseitigen „Todeslitaneien“ überschütten sich Heinrich und Henriette: „Quell meines Lebens, Sonne, Himmel und Erde, meine Vergangenheit und Zukunft ...“ schreibt Kleist. Und Henriette returniert: „mein Hyazinthen Beet, mein Wonnemeer, mein Morgen und Abendroth, mein Thau, mein Friedensbogen ...“

Anmerkungen:

¹ Peter Michalzik, Kleist, Dichter, Krieger, Seelensucher, Berlin 2011, S. 465

² Ebd.

³ Günter Blamberger: Heinrich von Kleist, Biographie, Frankfurt a. M., 2011, S. 329

⁴ Ders., a.a.O., S. 339

⁵ Günter Blamberger: Heinrich von Kleist, Biographie, Frankfurt am Main 2011, S.15

⁶ Lange war der Text unklar, 1952 druckt der Herausgeber Helmut Sembdner noch „Schmerz zugleich und Glanz meiner Seele“. Unterdessen ist die Forschung überzeugt, dass es „Schmutz“ heißen muss.

⁷ C. M. Wieland: Sämtliche Werke, Bd. 74, Wien 1805, S.117. Aus Paris schreibt er am 28. Juli 1801 an Adolphine von Werdeck und erinnert sich an seinen ersten Aufenthalt in Mainz als 16-jähriger Soldat: „Sechzehn Jahre, der Frühling, die Rheinhöhen, der erste Freund, den ich soeben gefunden hatte, und ein Lehrer wie Wieland, dessen Sympathien ich damals las.“



Hilfe zur Selbsthilfe Politiker und Kirchenmann Erhard Eppler wird 85 Jahre alt

Er ist ein profilierter Protestant. Und als solcher in die Politik gegangen, wo er vor allem in Sachen Entwicklungshilfe einiges bewegt hat: Erhard Eppler, der Kirchenmann und SPD-Politiker, wird am 9. Dezember 85 Jahre alt.



Erhard Eppler

Foto: Wikipedia Holger Noß

Eppler gehört mit Geburtsjahrgang 1926 noch der Gruppe jener Persönlichkeiten an, die noch gezwungen waren, sich im Dritten Reich zu betätigen. Der junge Gymnasiast und Schulleiter-sonn aus Ulm wurde 1943 als 17-jähriger für zwei Jahre zur Wehrmacht eingezogen. Seine damalige NS-Parteimitgliedschaft als 17-jähriger verleugnete Eppler im Gegensatz zu anderen nicht, was für seine Ehrlichkeit spricht.

Das Abitur bestand Eppler dann 1946 und stu-

dierte für das Höhere Lehramt die Fächer Deutsch, Englisch und Geschichte. 1951 promovierte zu zum Dr. phil. Mit dem Thema „Der Aufbegehrende und der Verzweifelte als Heldenfigur der elisabethanischen Tragödie“ und war dann als Studienrat am Gymnasium Schwenningen tätig.

In der Friedensbewegung
Seine politische Heimat fand der Protestant Eppler zuerst 1952 in der Gesamtdeutschen Volkspartei Gustav Heinemanns, trat dann aber 1956 zu den Sozialdemokraten über. Für die SPD rückte Eppler 1961 in den Bonner Bundestag. 1968 wurde der 42-jährige noch von Bundeskanzler Kiesinger in der damaligen Großen Koalition zum Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit berufen, was praktisch das Ressort Entwicklungshilfe bedeutete. Dieses Ministeramt behielt Eppler auch unter den Kanzlern Willy Brandt und Helmut Schmidt. Bereits 1974 aber trat er wegen Mittelkürzungen für die Entwicklungshilfe von seinem Ministeramt zurück. 1973 bis 1980 war Eppler Landesvorsitzender der baden-württembergischen SPD. Von 1970 bis 1991 gehörte Eppler dem SPD-Bundesvorstand an. 1973 bis 1992 leitete er die SPD-Grundwertekommission.

In der Zeit der Kanzlerschaft Schmidt profilierte sich Eppler als kritischer Abgeordneter des linken SPD-Flügels, der gegen die Atombewaffnung und gegen den NATO-Doppelbeschluss argumentierte und ein nachhaltiger Apologet der Friedensbewegung wurde. Zeitgleich wuchs Epplers Engagement in der Evangelischen Kirche. Er war in zwei Amtsperioden in den 1980er und in den 1990er Jahren zwischen Richard von Weizsäcker, Wolfgang Huber und Ernst Benda Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentags.

In den letzten Jahren ordnete sich der überzeugte Sozialdemokrat Eppler, der mehrere Bücher veröffentlichte und mit der Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg und mit der Brenz-Medaille der Württembergischen Landeskirche

ausgezeichnet wurde, mehr und mehr der Mitte seiner Partei zu und unterstützte die Agenda 2010 Gerhard Schröders und den Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan.

Was der Mensch braucht

Hier ein Auszug aus Erhard Eplers im Jahr 2000 im Frankfurter Campus-Verlag herausgegebenes Buch „Was braucht der Mensch?“, in dem er seinen entwicklungspolitischen Ansatz der Hilfe zur Selbsthilfe darlegt:

„In die öffentliche Diskussion gerieten die Grundbedürfnisse, das, was Menschen zum Leben brauchen, zu Beginn der 70er Jahre, und zwar durch die Entwicklungspolitik. In den 60er Jahren, man nannte sie die erste Entwicklungsdekade, hatten viele Politiker und Ökonomen noch geglaubt, den armen, gerade unabhängig gewordenen Ländern des Südens könne man auf dieselbe Weise helfen, wie die Amerikaner nach dem Zweiten Weltkrieg den Europäern unter die müden Arme gegriffen hatten: Eine großzügige Anschubfinanzierung werde den wirtschaftlichen Motor zum Laufen bringen, und wenn er einmal in Gang sei, werde er rasch selbsttragendes Wachstum produzieren. So lief das im Süden offenbar nicht. Und wo sich trotzdem stolze Wachstumsraten präsentieren ließen, da änderten sie kaum etwas an Hunger und Analphabetismus, sie sorgten allenfalls dafür, dass die gehobenen, vom Westen übernommenen Bedürfnisse einer kleinen Oberschicht besser und nicht mehr durch teure Importe gedeckt werden konnten.“

Worauf es ankam, so fand man heraus, waren gar nicht primär die Wachstumsraten, sondern die Grundbedürfnisse, also die Chance für möglichst viele, einigermaßen menschenwürdig zu leben, ihre elementaren Bedürfnisse zu befriedigen. Eine neue Haarspray-Fabrik an der Elfenbeinküste produzierte wirtschaftliches Wachstum. Was brachte sie der Mehrheit? Aber wenn einfache Kochtöpfe oder Sandalen im eigenen Land hergestellt werden konnten, wurde Lebensnotwendiges auch für Arme erschwinglich.“

Auch Pflege einbinden Diakonie: Gesundheitliche Versorgung auf dem Land verbessern

Aus Sicht der Diakonie orientiert sich der Gesetzentwurf zur Verbesserung der Versorgungsstrukturen in der gesetzlichen Krankenversicherung zu stark an den Interessen der Ärzte. „Es ist gut, dass die Politik die gesundheitliche Versorgung in ländlichen Regionen im Blick hat“, sagte Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier in Berlin anlässlich der Anhörung des Gesetzentwurfs zur Verbesserung der ärztlichen Versorgung in stadtfernen Gebieten im Bundesgesundheitsministerium.

„Der Gesetzentwurf orientiert sich aber zu stark an den Interessen der niedergelassenen Ärzte und übersieht die Bedeutung der ambulanten Pflege. Ambulante Pflegedienste suchen die Menschen zu Hause auf und können sie umfassend unterstützen“, so der Diakonie-Präsident.

„Angesichts des Ärztemangels in strukturschwachen Regionen ist es an der Zeit, Aufgaben von den überlasteten Ärzten auf besonders qualifizierte Pflegefachkräfte zu übertragen“, sagt Stockmeier: „Das traditionelle Arztbild hilft uns heute nicht weiter.“

Der Diakonie-Präsident betont auch den Beitrag der Krankenhäuser zur Versorgung in ländlichen Regionen. „In der Praxis sind Krankenhäuser vielfach in den Notdienst einbezogen und sie nehmen über Medizinische Versorgungszentren auch direkt an der ambulanten Versorgung teil.“

Stockmeier äußerte weiter: „Im ländlichen Raum sollten die Signale auf Kooperation, nicht auf Wettbewerb gestellt werden. Regionale Lösungen sollten nicht an bundesgesetzlichen Regelungen scheitern“. Insofern seien auch die stärkere Mitwirkungs- und Gestaltungsmöglich-

keiten der Bundesländer ein Schritt in die richtige Richtung.

Mit Fragen der zukünftigen gesundheitlichen und pflegerischen Versorgung ländlicher Räume beschäftigt sich ein politisches Gespräch, zu dem der Diakonie-Bundesverband einlädt.

Spielerisch fitt bleiben Gedächtnistraining mit den „Lexikanern“

Die „Lexikaner“ sind ein lustiges und abwechslungsreiches Assoziationsspiel, das sich dank seiner hohen Flexibilität in vielen verschiedenen Schwierigkeitsgraden spielen lässt. Dies macht den „Lexikaner“ überaus vielfältig anwendbar und ermöglicht das Aktivieren in individuellem Maße.

Ob herausfordernd und schwer oder sensibel angepasst, je nach den Fähigkeiten und Kompetenzen der Spieler sind die erbetenen Gedanken-Anforderungen und –Verbindungen über Würfelsignale spaßig, unterhaltsam, aber auch lehrreich und intelligenzfördernd. So eignen sich die „Lexikaner“-Spiele sowohl für eigenständige Spiele-Runden im Alltag als auch als begleitetes Spiel im Rahmen von therapeutischen Aktivierungseinheiten.

Die „Lexikaner“ richten sich an alle, die Spaß daran haben, sich sprachlich herauszufordern, das Gedächtnis zu trainieren und alle diejenigen, die Abwechslung in geselliger Runde schätzen.

Die Ziele der Spiele sind folgende:

- spielerisch das Gedächtnis zu trainieren,
- das Zuordnungsvermögen und die Motorik zu schulen,
- für Abwechslung und Anregung in der Gruppe zu dienen und

- positive Impulse zur Kommunikation und Erinnerung zu geben.

Die Einsatzgebiete der Assoziations-Spiele sind vielfältig, da sie

- geeignet für gemeinsame Spiele-Runden und Gruppenbeschäftigung sind,
- zur Kurzaktivierung in der Einzelbetreuung dienen können,
- als abwechslungsreiches Spiel außerhalb von Betreuungszeiten einsetzbar sind und
- für den sensiblen Gesprächsaufbau bei demenziellen Veränderungen sorgen können.

Bestandteile der Spiele-Serien sind:

- fünf Buchstabenwürfel,
- zwanzig Themenkarten mit Foto- und Textdarstellung der Rubrik und
- zehn Aufgabenkarten mit Beispielen.

Neben den „Lexikanern“ hat das Label „Haptikon“ noch die biografisch orientierten „Lebensschätze“, die olfaktorisch mit Düften arbeitenden „Los Florados“ und den „Wort-Architekten“ entwickelt.

„Lebensschätze“ ist die Vorlage zur Darstellung des ganz persönlichen Lebensweges. Anhand von Rahmenfragen, Vorschlägen und Anregungen führt das Werk liebevoll durch Themenbereiche zur Person, dem Umfeld, familiären Besonderheiten, Erinnerungen sowie Vorlieben, Abneigungen und Werte. Eigene Fotos, Bilder und Briefe ergänzen die persönlichen Aufzeichnungen und bieten so viele Anlässe zu Gesprächen und gemeinsamen Erinnerungen über die wichtigen Lebensstationen.

Bei „Los Florados“ können alltägliche Kräuter und Gewürze erpüht, ihre natürlichen Düfte erkannt und den passenden Pflanzenfotos zugeordnet werden. Informationen und Namensetiketten laden ein zu einem ungezwungenen Austausch über die Verwendung von Kräutern und Gewürzen in der Küche, als Naturheilmittel oder

im Haushalt. Alle Fotos sowie Textkarten sind magnetisch und dadurch flexibel über das Spiel hinaus anwendbar.

Der „Wort-Architekt“ ist ein detailreiches, foto-basiertes Kartenspiel, das nach Begriffen aus unterschiedlichen Themenrubriken fragt. Die Darstellung der gesuchten Begriffe erfolgt als Text sowie als Foto und lädt den Spieler zum Verweilen ein. Kurzinformationen ergänzen die Lösung. Der Wort-Architekt aktiviert und unterhält, sowohl beim Spielen alleine als auch gemeinsam in der Gruppe. Durch unterschiedliche Schwierigkeitsstufen und Varianten ist der Wort-Architekt individuell einsetzbar.

Bestellung und Urheberrechte bei Tina Schuster, An der Waidmaar 10, 50226 Frechen, Telefon unter 0173.2804987; Mailadresse info@haptikon.de; Infos im Internet unter www.haptikon.de



Stille als Luxusgut Werden Handys schwindende Status- Symbole?

Die Beschallung der öffentlichen Räume ist allgegenwärtig. Dem akustischen Tingeltangel können wir uns kaum mehr entziehen. Als in den 1950er Jahren in Lokalen und Restaurants die

Musikboxen aufgestellt wurden mit für 50 Pfennigen wählbaren Schlager-Single-Platten, da kamen einige findige Betreiber auf die Idee, für 50 Pfennige auch eine leere Platte mit Ruhe anstatt des Schlagers wählen zu lassen. Die Ruhe-Option setzte sich dann aber doch nicht durch. Denn ihr stiller Liebhaber wäre nach zwei Minuten mit dem nächsten Schlager ja doch wieder aus seiner Muße gerissen worden. Also verließ er die Kneipe oder suchte sie wegen des Tralala erst gar nicht auf.

Nun stehen wir somit unter ständigem akustischem Trommelfeuer. Überall werden wir „beschallt“: Beim Einkauf, im Restaurant, beim Friseur, in Parkhäusern, im Hallenbad, auf dem Jahrmarkt, bei der Busreise, auf der Skipiste, an der Tankstelle. Auf Baustellen lassen Handwerker und Arbeiter ihre Transistorradios losquäken. Das Eintauchen in Lautstärke hat sich vor allem bei jungen Menschen von Jahr zu Jahr intensiviert. Junge Leute scheinen mit wahnwitzigem Schall eine Art Schutzwall um sich herum aufzubauen. Bloß mit keinem reden müssen. So wird man von langweiligen Erwachsenen nicht angelabert. Man kann drohende Konflikte verdrängen. Mit den Hörstöpseln im Ohr und zum Gehörten mit den Beinen wippend tut man kund: Sprich mich bloß nicht an! Ein regredierendes Verhalten. Ein Therapeut sprach einmal vom Zurückkriechen solcher Autisten in einen hallenden Mutterleib.

Wir werden also permanent beschallt, allerdings nicht nur mit Musik in angemessener Lautstärke und nicht nur dann, wenn wir es wünschen oder es uns gut tut. Die Werbe-, Kommunikations- und Musik-Branche weiß, warum sie das tut: Bei Musik geben Kühe angeblich mehr Milch, Arbeitnehmer werden von Monotonie abgelenkt und leisten mehr, Wartende verlieren ihren Frust, bei der Physiotherapie werden die Patienten entspannter, und bei Kunden regt Musik das Kaufverhalten an. Schon immer wussten Häuptlinge, Priester, Heilkundige, Ärzte und Politiker sich die einlullende Kraft der Musik zunutze zu machen. Marschmusik beförderte die Truppenbewegungen und deren Angriffslust, Trompetenschall

ließ den Stolz schwellen und gelöste Klänge konnten Zwänge und Unterwerfungen unter Diktatoren erleichtern. Mit „Stille Nacht“ und „O du fröhliche“ werden die Besucher der Weihnachtsmärkte in den Kaufrausch gesungen.

Freizeit braucht Lärm

Was aus alledem folgt: Die Stille ist ein geradezu schon paradiesisch-luxuriöser Ausnahmezustand geworden. Sogar beim „Fest der Stille“ Weihnachten. Man durchwandere nur einmal einen Weihnachtsmarkt. Die zwei Minuten Ruhe vor dem Geplärre der Musikbox für die 50 Pfennige der 1950er Jahre gibt es nicht mehr. Denn Freizeit ist heute unausweichlich mit Schall und Phonstärken gleich zu setzen. „Musik wird störend oft empfunden, dieweil sie mit Geräusch verbunden“, wusste bereits Wilhelm Busch. Viele hören Musik bis an die und über der Schmerzgrenze. Die MP-3-Player werden oft so laut gestellt, dass die Musik an den Ohrmuscheln vorbei zu Unbeteiligten dringt. Boxen der Autoradios werden so weit aufgedreht, dass man die angespielten CD's oder die eingestellte Pop-Dudelwelle selbst aus dem geschlossenen Auto bei brummendem Motor noch auf der Straße oder im an der Kreuzung benachbarten Auto mit-hören muss. Hier werden durchaus Lärmwerte von 100 Dezibel (dB) erreicht. Wobei es von über 60 dB an für die Hörgesundheit bedenklich wird. Auch Diskotheken-Musik und Rockbands kommen auf 100 bis 110 dB (eine Bohrmaschine auf 80 dB und eine startende Düsenmaschine auf 140 dB).

Physiologisch gibt es zwei bleibende Negativ-Folgen: Dauerhaft zu lautes Hören beult die Membrane der Hörschnecke aus, die dann den Schall nicht mehr so elastisch wie zuvor wiedergeben. Sie regenerieren sich aber nicht mehr, der Hörschaden bleibt bestehen. Die Betroffenen müssen deshalb immer lauter hören. Zu plötzlich einwirkende Schallquellen lassen hingegen die mechanisch wirkenden Hör-Härchen in der Hörschnecke brechen, die die Schallwellen in Nervenimpulse für das Gehirn umwandeln. Auch die gebrochenen Härchen können nicht mehr zusammen wachsen. Das Gehirn bekommt dann

keine akustischen Signale mehr. Die Hörbehinderung ist gegeben.

Aus diesem Grund wird in unserer Gesellschaft völlig zu recht der Lärmschutz aus Gesundheitsgesichtspunkten groß geschrieben. Den Steuerzahler kostet es Milliarden Euro, damit Wohngebiete vom Verkehrslärm einigermaßen abgeschirmt werden. Es gibt sogar Geschwindigkeitsbegrenzungen zur Lärmverringering. Lärmschutzwände werden entlang von Autostraßen und Zugtrassen hochgezogen. Bei einer Bahn-Neubaustrecke können dafür Kosten von über einer Milliarde Euro auflaufen. Flugzeuge und Autos werden geräuschärmer konstruiert, im



Lärmschutzwand für ein Wohngebiet entlang einer vierspurigen Bundesstraße Foto: Kurt Witterstätter

Straßenbau und in vielen Branchen wie im Bergbau, auf Baustellen, bei den Fluglotsen und in Fabriken werden zweistellige Millionen-Euro-Beträge investiert, um Schall zu dämpfen. An lautstarken Maschinen Arbeitende müssen zum Schutz vor den Lärm-Berufskrankheiten auf Veranlassung der Unfallversicherung Ohrenschutz tragen. Aber immer noch fühlt sich ein Viertel der Bundesbürger vom Lärm beeinträchtigt. Denn Lärm macht krank, nervös, treibt den Blutdruck bis hin zum Herzinfarkt in die Höhe und stört auch das Gleichgewichtsempfinden.

Und wie verhalten sich die nicht Lärmschutz-Bewußten? In der geschützten Zone hinter den Schallschutzwänden von Autobahnen und Schnellbahnstrecken dröhnen sich junge Leute

über die Kopfhörer ihrer Abspielgeräte oder in den Diskotheken die Ohren voll. Unterhaltung und Konversation sind da nicht mehr möglich, aber offenbar von diesen sich akustisch einnebelnden und isolierenden Autisten auch nicht erwünscht. Erhebliche Teile der Jugendlichen haben Hörschäden, die sie sich meist selbst zugezogen haben. Dies sind oftmals nie mehr heilbare Hörstörungen. Sie beeinträchtigen die Kommunikation mit anderen Menschen enorm und führen die Hörgeschädigten auf Dauer in die Isolation. Leistungen in Schule, Uni und im Beruf gehen zurück. Durch die Einsamkeit können Depressionen manifest werden.

Unausweichlicher Lärmterror

Es herrscht eben in unserer Gesellschaft eine allgegenwärtige Sucht nach Beschallung und akustischer Belebung. Der Lärmterror ist nicht mehr einzudämmen. Hinzu kommt ständiges Geplappere mit dem Handy in aller Öffentlichkeit. Selbst intime Dinge werden nach außen getragen. Wer bei einer Bahnfahrt oder in einem Wartezimmer einen schnurlosen Dauer-Telefonierer neben sich hat, um dessen Beschaulichkeit ist es geschehen. Anspruchsvolle Lektüre oder besinnlichen Landschaftsgenuss kann man da vergessen. Das Dauerhandy-Geplappere entspringt einer zwanghaften Sucht nach ständiger Präsenz und darf als Wichtigtuerei und Imponiergehabe gewertet werden. Die Gesellschaft bleibt davon nicht unberührt. Auf Empfang zu sein bedeutet Integration. Jeder gibt auf seiner Visitenkarte zwei Fernruf-Nummern an: Die Festnetz- und die Handy-Verbindung.

Einkehr und Stille sind kaum mehr erreichbare Zustände von gestern geworden. Es scheint aber bei den oberen Zehntausend eine Umkehr zu geben. Die gesellschaftliche Bedeutung einer Person lässt sich mittlerweile nämlich schon daran ablesen, dass sie nicht mehr überall ein Handy parat hat und erreichbar ist. Dafür hat man ja ein Sekretariat mit Assistenten, die einen ständig über alles Wichtige auf dem Laufenden halten. Die Verweigerung macht aber dennoch langsam Schule: Entschleunigung vom Gesetz des un-

endlichen Kommunizierens.

Es gibt Meditationen, Klostersaufenthalte, Exerzitionen, Schweige-Wanderungen, teure Hotels und Restaurants, in denen die Gäste ihre Telefone abgeben können. Vor Operaufführungen, Theatervorstellungen und Konzerten müssen die Veranstalter darum bitten, dass die Handys abgeschaltet werden. Sonst klingeln die Rufzeichen asynchron in die Rezitationen und Kantilenen der Künstler hinein. Hotels werben mit ruhigen Zimmern ohne Fernseh- oder Internet-Anschluss, Airlines mit handyfreien Flügen.

Dieser neue Luxus der Stille hat seinen Preis. Vermutlich sogar einen höheren als die ständige akustische Berieselung. Dabei verknüpft er Stille nur wieder mit dem, was ihre Bedeutung einst ausmachte: Lebendigkeit, zugewandte Mitmenschlichkeit, Sinnhaftigkeit und Muße. Das alles könnten wir billiger haben: Mit ein wenig mehr Vernunft, resümiert die Dresdener Therapeutin Astrid von Friesen.

Abmeiern nach gehabten Mustern

Wie ein Verbandsgemeinderat die Bildung eines Seniorenbeirats erschwert

Es wäre eine typische deutsche Posse, wenn es nicht so traurig wäre: Da soll in einer Verbandsgemeinde ein Seniorenbeirat gegründet werden, um Verwaltung und Rat sachkundig über die Bedarfe der älteren Bevölkerung zu unterrichten. Doch die Verbandsgemeinderäte wollen das verhindern. Wenn zu viele politisch neben ihnen agieren, dann nagt das an ihrem Ego. Was also tun? Man hält die Sache mit einem „Jein“ hin.

Der Antrag soll nochmals in einem Ausschuss behandelt werden. Sind wir denn überhaupt dafür zuständig, ist immer eine wohlfeile Verzögerung.

rungsfrage. Jemand fragt sogar, ob man überhaupt einen Seniorenbeirat wolle, die Senioren seien ja ohnehin gut aufgestellt. Da könnten ja noch andere Gruppen kommen. Das wecke Begehrlichkeiten, am Ende werde die Verbandsgemeinde mit Sitzungsgeldern belastet. Und der Verbandsgemeinderat werde mit Anträgen zugehüttet. Auf keinen Fall soll die Entscheidung übereilt getroffen werden. Vielleicht genüge statt des Beirats für die Senioren lediglich ein einzelner Seniorenbeauftragter. So geht es hin und her, bis der Verbandsgemeinderat die Bildung des Seniorenbeirats schlussendlich einstimmig vertagt.

Ein Musterbeispiel fürs Abmeiern von sinnvollen Initiativen durch Funktionäre. Unser Leser Reinhold Kilp hat uns den folgenden Protokoll-Auszug über die Verbandsgemeinderats-Sitzung einer bundesdeutschen Verbandsgemeinde zugeschickt. Die Protokoll-Aufzeichnungen sprechen für sich. Die Mühlen der Kommunalpolitiker mahlen langsam, aber sie zermahlen leider auch Aktivitäten älterer Menschen zum Wohle aller. Hier der Auszug, in dem die Namen der Verbandsgemeinderäte verändert wurden, um niemanden zu beschweren.

...Punkt 9: Beratung und Beschlussfassung über eine Satzung zur Bildung eines Seniorenbeirates

Der Vorsitzende erläutert die Sitzungsvorlage und teilt mit, dass der Wunsch zur Bildung eines Seniorenbeirates aus der Aktion „Aktiv im Alter“ entstanden sei. Daher habe man nun, auf Grundlage des Musters des Landes, eine Satzung zur Bildung eines Seniorenbeirates entwickelt. Diese sei unter anderem dahingehend angepasst worden, dass sich die Zuständigkeit des Beirates nur auf Aufgaben der Verbandsgemeinde beziehe.

Ratsmitglied Möller meldet sich für die Fraktion der CDU zu Wort. Man habe heftige Diskussionen über den Seniorenbeirat geführt und zwar über alle Altersgruppen hinweg. Man habe sich gefragt, ob die Verbandsgemeinde überhaupt

zuständig sei. Da keine Delegation der Seniorenaufgaben von den Ortsgemeinden auf die Verbandsgemeinde stattgefunden habe, sei der Beirat nur für Aufgaben der Verbandsgemeinde zuständig. Außerdem habe man über die Notwendigkeit der freiwilligen Leistung diskutiert. Man könne sicherlich davon ausgehen, dass die Senioren bisher nicht unterrepräsentiert seien. Er sehe die Gefahr, dass zusätzliche Aufgaben auf die Verbandsgemeinde zukämen. Die Bildung eines solchen Beirates könne Begehrlichkeiten bei anderen Personengruppen wecken. Bezüglich der Satzung solle man über ein Mindestalter der Mitglieder nachdenken. Des Weiteren fehle der Hinweis, dass das Gremium parteilich unabhängig und konfessionell neutral sei. Er regt an, dass die Vorschläge des Beirates erst in einen Ausschuss gehen sollten, bevor diese im Verbandsgemeinderat diskutiert würden. Man sehe somit noch einigen Änderungsbedarf und habe noch Bedenken, daher solle man den Beschluss vertagen um weitere Beratungen durchführen zu können.

Ratsmitglied Mühlfelder plädiert ebenfalls für ein Mindestalter. Außerdem solle in der Satzung festgeschrieben werden, dass es sich um ein Ehrenamt handle, aus dem keine Ansprüche auf Ehrensold oder Sitzungsgeld entstehen. - Der Vorsitzende führt hierzu aus, dass keine Entschädigungsregelung in der Hauptsatzung vorhanden sei und somit eine Aufwandsentschädigung ausscheiden würde.

Ratsmitglied Wehmeier spricht sich im Namen der Fraktion der FDP für eine Vertagung aus. Diesen institutionellen Beschluss solle man nicht übereilt treffen. Es sei von Vorteil, wenn die breite Masse des Rates hinter einer solchen Entscheidung stehen würde.

Ratsmitglied Heck regt an, man solle nicht nur über das Wie sondern auch über das Ob nochmals diskutieren. Sollte der Beirat einen sehr agilen Vorsitzenden erhalten, könne man mit vielen Anträgen rechnen.

Ratsmitglied Eberspach meldet sich zu Wort. Die Senioren seien auch jetzt schon gut aufgestellt. Er sehe hier keine Defizite. Er Sorge sich darum, dass der Verbandsgemeinderat eventuell mit Anträgen zugeschüttet werde, da praktisch jedes Thema irgendwie die Senioren betreffe. Außerdem sehe er auch das Risiko, dass andere Personengruppen ebenfalls einen Beirat wüssten. Vielleicht solle man von einem Seniorenbeirat abkommen hin zu einem Seniorenbeauftragten.

Ratsmitglied Fischer führt aus, er sehe grundsätzlich keinen Anlass für einen Seniorenbeirat. Andere Gruppen hätten hier sicherlich mehr Bedarf.

Ratsmitglied Wüschel legt für die Fraktion der SPD dar, dass die Zuständigkeit der Verbandsgemeinde gegeben sei, dies sei beim Bundesministerium abgeklärt worden. Er glaube nicht, dass eine Vielzahl von Anträgen komme. Außerdem gebe es nicht in jeder Gemeinde Seniorenarbeit, hier könne man eine Lücke schließen. Des Weiteren dürfe man nicht die demographische Entwicklung vergessen. Die SPD habe den Antrag gestellt und man werde sich für die Umsetzung des Beirates einsetzen. Eine Vertagung sei akzeptabel.

Ratsmitglied Hundhammer spricht für die FWG. Da kein Konsens zum jetzigen Zeitpunkt zu erreichen sei, solle man besser vertagen.

Der Vorsitzende schließt die Diskussion damit ab, dass man sich bei einer Vertagung im Haupt- und Finanzausschuss nochmals mit dem Thema befassen werde und stellt die Vertagung zur Abstimmung. Der Verbandsgemeinderat fasst einstimmig mit 30 Stimmen folgenden Beschluss: Der Verbandsgemeinderat stimmt der Vertagung der Beschlussfassung über die Satzung zur Bildung eines Seniorenbeirates zu....

Mit dem Elektro-Rad in die Alpen Aktiv-Reisen für die Zielgruppe der Jungen Alten

Bei Seniorenreisen dachte man früher an gemütliche Fahrten zur Tafel mit Kaffee und Kuchen. Fragt man die Jungen Alten von heute selbst, bedeuten ihnen solche Ausflüge nicht allzuviel. Tatsächlich sind ältere Menschen heute so aktiv wie nie zuvor. Wer sich im Berufsalltag nie Zeit für sich nehmen konnte, will wenigstens nach der Pensionierung noch etwas erleben, auch wenn die Gesundheit vielleicht nicht mehr die beste ist und das Gehen schon schwerer fällt. Größte Hürde ist aber meist die Angst, in der Fremde allein dazustehen, wenn man nicht mehr weiter kommt.

Um Senioren und Seniorinnen diese Sorge zu nehmen, legt der Augsburger Reiseveranstalter ATC Touristic einen seiner Schwerpunkte auf Gruppenreisen mit speziell angepassten Konzepten und hilfsbereiten Begleitern. Mit dieser Unterstützung wächst so mancher ältere Tourist noch einmal über sich hinaus: Seit kurzem sind sogar Radtouren über die Alpen im Angebot, und zwar mit dem Elektro-Fahrrad.

„Der älteste Teilnehmer bei der letzten Fahrt war 79 Jahre alt“, erzählt Reiseberaterin Stefanie Gruber. Die meisten Mitreisenden, ergänzt sie, seien aktive Menschen jenseits der Fünfzig. Die Fahrrad-Reisen führen entlang der historischen Via Claudia Augusta von Meran nach Augsburg oder von Garmisch durchs Karwendel-Gebirge in die Ötztaler Alpen. Station gemacht wird bei bekannten Städten und Denkmälern wie der Wieskirche oder Schloss Neuschwanstein.

Das ist ein straffes Programm, das aber durch Pausen und kleine Hilfen darauf ausgerichtet ist, niemanden zu überfordern. So bringt etwa ein Omnibus die Teilnehmer und Teilnehmerinnen

über die schwierigen Passagen am Reschen- und Fernpass. Auch wer unterwegs keine Kraft mehr hat, kann zum Verschrauben jederzeit ein Stück mitfahren. Für die Räder gibt es ein eigenes Begleitfahrzeug und einen Techniker, der im Notfall sofort zur Stelle ist, wenn das hilfsmotorisierte Zweirad-Gefährt einmal streiken sollte. Bis zu 25 Stundenkilometer schnell sind die robusten Bikes, die von der Traditionsfirma Durz aus Neusäß bei Augsburg bereit gestellt und von den Lechwerken vermietet werden. Die Akkus der Elektromotoren reichen 40 bis 70 Kilometer weit. „Nachts werden sie einfach im Hotelzimmer aufgeladen“, so Gruber. Die volle Leistung wird aber bei den meisten Etappen der verschiedenen Touren nicht gebraucht, in der Regel liegen die Tagesstrecken bei 25 bis 40 Kilometern.

Urlaub in der Gruppe

ATC Touristic organisiert und begleitet bereits seit 1953 Reisen im In- und Ausland und hat sich auf Gruppenreisen spezialisiert. Lange Zeit war das Unternehmen ein preiswerter Reiseanbieter ausschließlich für Bahnangestellte und deren Angehörige im Rahmen des Bundesbahn-Sozialwerks. Seit 2009 stehen über das Reisebüro die Angebote nun jedermann offen. Die günstigen Preise liegen in der Struktur des Unternehmens begründet: „Wir sparen durch unseren gezielten Direktvertrieb eine Menge an Kosten im Gegensatz zu anderen Veranstaltern“, erklärt Reiseleiterin Margit Heine. „Außerdem können wir für Gruppenreisen ganz anders planen und buchen“. Margit Heine ist bereits seit 1976 Reiseleiterin bei ATC, derzeit betreut sie die Fahrten ins Berner Oberland und die Schweizer Zeitreise per Bahn. Die nostalgischen Dampfloks, die Gletscher und Seilbahnen sind für ihre Gäste ein echtes Erlebnis, sagt sie. Mancher erfülle sich damit einen Lebenstraum, an den er schon gar nicht mehr geglaubt hatte.

„Viele ältere Menschen würden gerne mehr reisen, aber sie trauen sich nicht. Sie fürchten, dass ihnen keiner hilft, wenn sie ein Problem haben“, berichtet die Reiseleiterin. Vertrauen und das Gefühl, umsorgt zu werden, seien daher das Aller-

wichtigste für ihre Reisenden. Abends besucht Animateurin Heine jeden Tisch und spricht mit den Teilnehmern das Programm für den nächsten Tag durch. Mögliche Schwierigkeiten können so gleich erkannt werden. Dann geht es darum, alternative Lösungen zu finden, wie etwa beim Ausflug in die Weinberge von Ligerz: „Wir fahren alle mit der Standseilbahn hinauf. Wer fit genug ist, kann später hinunterspazieren, die Anderen nehmen eben wieder die Bahn ins Tal“. So bleibt keiner außen vor und niemand muss sich überanstrengen.

Service und Sicherheit

Dieses Gemeinschaftsgefühl ist einer der großen Vorteile bei Gruppenreisen, aber auch eine Herausforderung für die Koordination. Denn auch wenn es sich um Aktiv-Reisen handelt, hat jeder Gast sein eigenes Tempo und seine eigenen Bedürfnisse. Da wird für einen Reisenden mit frisch operiertem Knie auch schon einmal eine Umsteigehilfe für jede Zugstation auf dem Weg organisiert. Margit Heine sieht daher eine ihrer Hauptaufgaben darin, alle in Einklang zu bringen: „Dazu gehört auch der Ehrgeiz, die etwas Schüchternen und Zurückhaltenden mit einzubinden, so dass sie sich öffnen und Spaß in der Gruppe haben“. Wenn man nett und offen mit den Leuten umgeht, dann spiegelt sich das wider, sagt sie. Ihre Erlebnisse in über 30 Jahren geben ihr Recht.

Ein weiterer Baustein dieses seniorenfreundlichen Konzepts ist der neue Fünf-Sterne-Luxusbus, den ATC im März eingeweiht hat. Der Komfort-Bus ist mit ergonomischen Sitzen, viel Beinfreiheit und getönten Panoramafenstern ausgestattet. Auch können so jetzt feste Plätze reserviert werden, gerade für viele ältere Menschen ein wichtiger Aspekt. Die Elektro-Biketouren mit ihren Begleitfahrzeugen setzen ebenfalls auf größtmöglichen Service und Sicherheit, um den Teilnehmern die Sorgen über mögliche Schwierigkeiten zu nehmen. „Wer möchte, kann sich auch in unserem ATC-Reisebüro im LEW-Kundenforum in Augsburg ein solches Elektro-Fahrrad ansehen und sogar ausprobieren“, ergänzt Reiseberaterin Stefanie Gruber. Es ist sozusagen

eine Vorbereitungsmaßnahme für die Alpenüberquerung.

Hintergrund: Elektro-Bike

Um den Radfahrer zu unterstützen, verfügen Elektro-Bikes über einen eingebauten Elektromotor, der jeden Tritt in die Pedale verstärkt. So können mit geringer Kraft auch Steigungen bewältigt und höhere Geschwindigkeiten erreicht werden. Allerdings fährt das Fahrrad nicht ganz ohne Treten, weshalb für den Fahrer auch keine Helm- oder Führerscheinplicht besteht. Das Maximal-Tempo liegt bei diesen so genannten Pedelecs bei 25 Kilometer/Stunde. Schnellere Fahrräder sowie solche, die vom Treten unabhängig fahren, müssen dagegen bei der Versicherung gemeldet werden und gelten als Kleinkrafträder.

Mit den früheren Benzin-betriebenen Rädern haben heutige E-Bikes nichts mehr gemeinsam: Der Elektroantrieb ist bis auf den Akku unsichtbar und verursacht weder Geräusche noch Abgase. Gespeist wird der Motor aus einem schmalen Akku-Paket unter dem Gepäckträger, das zum Laden abgenommen und an den normalen Hausstrom angeschlossen werden kann. Die Reichweite mit einer Ladung liegt bei einer Distanz zwischen 40 und 70 Kilometern. Um die Zuverlässigkeit der Räder zu erhöhen, fahren die Modelle von LEW und Durz mit plattensicheren Reifen.



Räder mit helfendem Elektro-Antrieb erleichtern Touren durch bergiges Gelände. Foto: ATC-Touristik

Informationen: ATC-TOURISTIC in der Stiftung Bahn-Sozialwerk (BSW), Hübnerstrasse 3, 86150 Augsburg, Tel. 0821.24273-00, Fax 0821.24274-60; E-Mail: atctouristic@bsw24.de ; Internet: www.atctouristic.de

Vom Aussichtsturm des Alters Übers Tagebuch zum Lebensbuch

„Unser Kind“ hießen die Lebensbüchlein, die man früher seinen Neugeborenen anlegte. Aus Tages-Büchern vom ersten Greifen, Lallen, Zahnen und Laufen konnte, wenn man die Eintragungen regelmäßig und lange genug besorgte, ein Lebensbuch werden. Solche Tagebücher führte man früher dann selbst weiter. Auf rosafarbenem oder hellblauem Papier legte man nieder, was einen bewegte. Später lächelte man mitunter darüber. Man kennt es: „Kleine Kinder, kleine Sorgen; große Kinder, große Sorgen“.

Heute ist das viele Aufschreiben zu mühsam. Man nimmt sich abends nicht mehr die Zeit, über den verflossenen Tag nachzudenken und aus dem Erinnernten Sätze zu formulieren, wie diesen: „Wieder wartete ich gegen 16.30 Uhr am Ausgang der Bank, in der mein heimlich Angebeteter seine Lehre machte. Heute musste er länger arbeiten. Denn er kam erst fünf Minuten vor fünf Uhr mit einer hübschen Kollegin die Treppe herunter. Ob ich gegen die wohl Chancen habe?“ Heute enthalten die vorgefertigten Tagebücher Formulare. Rubriken zum wahlweisen Festhalten von Befindlichkeiten:

Meine Gefühle

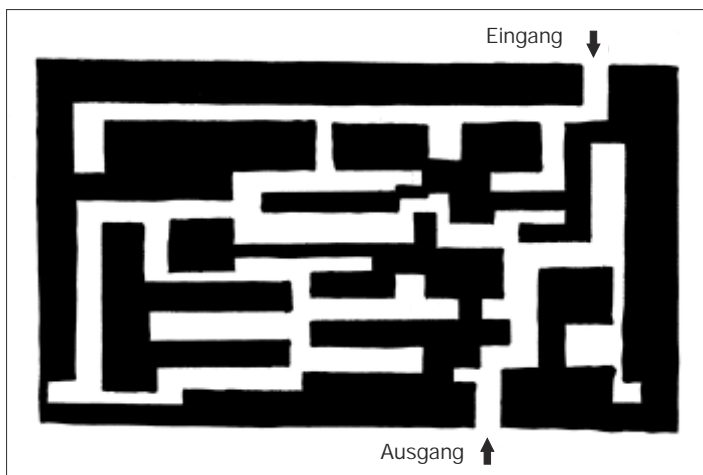
- Ich fühle mich
 voll
 gar nicht
 etwas

traurig eifersüchtig verliebt gestresst
glücklich arm dran genervt gut drauf.

Selbst zum Eintragen des Wetters am 10. Juli 2011 gibt es Schablonen mit Sonne, Blitz und Wolken wie

<input type="checkbox"/>	- schön	
<input type="checkbox"/>	- regnerisch	
<input type="checkbox"/>	- gewittrig	

Werden wir schließlich und endlich aus solchen Schnipseln noch schlau? Liegt am Ende der rote Faden unseres Lebens wie ein durchmessener Weg klar unter uns, wenn wir auf dem Aussichtsturm unseres Alters stehen und auf unsere Lebenszeit zurück blicken? Wie oft haben wir uns an manchen Tagen dieses unseres Lebens wie in einem Labyrinth gefühlt, aus dem wir ohne diesen roten Faden nicht mehr heraus gefunden hätten? Wären wir nicht, wie Theseus in der griechischen Sage vom Labyrinth des Minotaurus, nach siegreichem Kampf gegen das Ungeheuer am Faden der Ariadne wieder zurück geleitet worden, dann wären wir gewiss weniger zufrieden mit unserem Leben.



Ein Labyrinth: Der Ausgang ist nicht leicht zu finden – es hat viele tote Nischen. Skizze: Kurt Witterstätter

Welches ist der Faden unseres Lebens? Auf der ersten Tagebuch-Seite unseres Lebens, dem Tag unserer Geburt, steht Gottes Zusage unserer Annahme als Kind Gottes: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein“, heißt es bei

Jesaja 43, Vers 1.

Wenn wir gewahr werden, dass diese Zusage unverbrüchlich ist und uns wie der Faden der Ariadne und wie ein Kompass auf Kurs hält, dann haben wir einen unverlierbaren Schatz. Und wir dürfen glauben, auch am Ende unserer Tage in diesem unserem Gott geborgen zu sein.

Fragen zur Weiterarbeit:

- Haben wir in unserem Leben einen Punkt erlebt, wo wir dachten: Jetzt geht es nicht mehr weiter?
- Was war die konstante Größe, die unserer Existenz immer wieder Halt gegeben hat?
- Wem würden wir uns noch stärker anvertrauen, wenn wir unser Leben nochmals gestalten müssten?
- Was waren entscheidende Weichenstellungen in unserem Leben. Wem verdanken wir dabei die entscheidenden Fingerzeige?

Befiehl du deine Wege

Befiehl du deine Wege
und was dein Herze kränkt
der aller treusten Pflege
des, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
der wird auch Wege finden,
da dein Fuß gehen kann.

Mach End, o Herr, mach Ende
mit aller unsrer Not;
stärk unsre Füß und Hände
und lass bis in den Tod
uns allzeit deiner Pflege
und Treu empfohlen sein,
so gehen unsre Wege
gewiss zum Himmel ein.

Paul Gerhardt 1653

Gewinn- und Verlust-Rechnung

Erfreuliches und Enttäuschendes im Alter: Ein Test

Greifen Sie drei von den folgenden vierzehn Karten mit für Sie gewandelten Eigenschaften von Personen, die eine wichtige Rolle in Ihrem Leben spielten, heraus und addieren Sie die darauf vermerkten Punktzahlen. Die jeweilige Eigenschaft für diesen Menschen steht für folgendes: Ich erinnere mich an diesen Mitmenschen aus meinem Leben, den ich mit der Zeit anders einschätzen lernte, als ich ihn anfänglich beurteilt habe: Sei es positiver, sei es negativer. Am Ende stellte ich fest, dass er/sie sich mir im Vergleich zu früheren Eindrücken jetzt so darstellt:

Zunächst Wandlungen zum Erfreulicheren:

Hilfsbereiter –
1 Punkt

Aufrichtiger –
1 Punkt

Liebevoller –
2 Punkte

Einfühlsamer –
2 Punkte

Ehrlicher –
2 Punkte

Wohlmeinender –
3 Punkte

Aufgeschlossener –
3 Punkte

Wandlungen zum Enttäuschenderen:

Oberflächlicher –
11 Punkte

Desinteressierter –
11 Punkte

Ungeduldiger –
12 Punkte

Unsympathischer –
12 Punkte

Berechnender –
12 Punkte

Abweisender –
13 Punkte

Hinterhältiger –
13 Punkte

Nach der Quersumme Ihrer drei Karten kann folgendes festgestellt werden: Sie durften Ihr Leben in den letzten Jahren verbringen

- bei 4 bis 8 Punkten in einem glücklichen,
- bei 13 bis 19 Punkten in einem passablen,
- bei 23 bis 29 Punkten in einem erträglichen
- bei 34 bis 38 Punkten in einem negativen Umfeld.

Wesentliche weitere Umstände treten natürlich ergänzend für Ihre Situation hinzu.

Blätter am Wegesrand Unter welchen Bäumen wir wandern

Bei unseren Wanderungen durch Berg und Tal sind wir besonders in unseren Wäldern von vielen Bäumen umgeben. Wir wollen deren Blatt- und Zweigformen gemeinsam erraten.

Da ist (1) der duftende Baum, der nach dem Volkslied schon vor dem Vaterhaus stand und noch heute auf den meisten Dorfplätzen neben der Kirche seinen Platz hat. Denn seine breite Laubkrone wirft schützenden Schatten. Auch Schutz bei Gewittern wird dem Baum zugeschrieben, weil Wotan ihn angeblich seiner Frau Freia schenkte.



Dann ist da (2) der rundblättrige Baum, von dessen spitz zugehenden Früchten sich gern das im Wald frei laufende Wild ernährt. Er kann bis zu tausend Jahre alt werden und erfreut sich deshalb einer besonderen Verehrung als heiliges Symbol der Ewigkeit.



Den (3) immergrünen Nadelbaum stellen wir uns zum Weihnachtsfest gerne, mit Kerzen geschmückt, in unsere Stube. Er gilt in der ganzen Welt als Wahrzeichen der deutschen Weihnacht.



Ein mächtiger Baum (4) ist auch jener dickstämmige Laubbaum, aus dessen kleinen Früchten Öl gepresst wird.



Eher ein kleiner Strauch (5) ist jenes Buschwerk, aus dessen dunkelblau-roten Beeren ein heilsamer Saft und nach Gärung auch ein Schnaps gewonnen wird. Die Zweige des sich auch zum Baum auswachsenden Gehölzes finden auch beim Räuchern von Fleisch Verwendung.



Die Blätter unseres letzten (6) Baumes laufen spitz zu. Die Früchte sind doppelflügelig und fallen wie in einem Propellerflug zu Boden. Kinder klemmen sie sich zur Maskerade gerne auf die Nase.



Welches sind die Namen der sechs Bäume? Die Auflösung findet sich am Ende unseres Heftes auf Seite 56.

Graue Haare als Krone der Ehre ESW-Mitgliederversammlung im Dominikanerkloster Frankfurt

In freundlicher Atmosphäre lief die Jahres-Mitgliederversammlung des Evangelischen Seniorenwerks ESW 2011 im Philipp-Jakob-Spener-Haus des Dominikanerklosters Frankfurt ab. Zentrale Programmpunkte des eintägigen Treffens waren das Gedenken des 100. Geburtstags von ESW-Mitbegründer Oskar Schnetter durch ESW-Ehrenvorsitzenden Dr. Günther Freytag (Göttingen), der Vortrag „Altersbilder in der Bibel“ von Prof. Dr. Karl Foitzik (Neuendettelsau) und der Tätigkeitsbericht des ESW-Vorsitzenden Pfarrer Klaus Meyer (Nürnberg), dessen Vorstandschaft entlastet wurde.

ESW-Vorsitzender Meyer stellte einen Nachholbedarf an sozialer Gerechtigkeit fest. Er lobte die

Offenheit des Sechsten Altenberichts der Bundesregierung für die Beteiligung Älterer in Gesellschaft und Kirche. So habe auch das ESW schon wiederholt die Abschaffung der Altersgrenze von 65 Jahren für die Beteiligung an kirchlichen Gremien gefordert. „Es tut mir leid, dass Kirche und Diakonie gerade wieder die konventionellen Altersgrenzen bestätigt haben“, geißelte Meyer. Der Vorsitzende dankte den Aktiven des ESW für ihre wertvolle Arbeit und gab einen Vorausblick auf den Umzug des ESW mit der Diakonie im Jahre 2012 nach Berlin. Im Berliner Carolinenhof in Wilmersdorf soll folglich auch die ESW-Jahrestagung 2012 voraussichtlich vom 5. bis 7. Juli nächsten Jahres stattfinden. Thematisch soll es dabei um die Generationengerechtigkeit gehen. Meyers Vorstandsbericht findet sich im ESW-Informationenbrief wie auch Dr. Freytags Würdigung von Oskar Schnetter an anderer Stelle gesondert abgedruckt.

Dr. Lina Seidel erstattete den Rechnungsprüfungsbericht für 2010 nach der durch sie und Dr. Thomas Neubert erfolgten Kassenprüfung. Sie berichtete von ordnungsgemäßen Aufzeichnungen, die zu keinerlei Beanstandungen Anlass gegeben hätten, und beantragte die Entlastung des Vorstands, die einstimmig erteilt wurde. Schatzmeisterin Christa Weinbrenner wurde für eine weitere Amtsperiode in ihrem Amt bestätigt.

Hohe Deute-Zahlen
Referent Dr. Foitzik entwickelte optisch gut unterstützt die Bilder, die die Bibel vom alten Menschen gibt. Deren gebe es mehrere und verschiedene: Das Alter werde zum einen als „blühen, fruchtbar und frisch“ gesehen (Psalm 92), andererseits sei die Rede vom Alter als „bösen Tagen“ (Prediger 12). Eingehend behandelte Foitzik das Alter im Alten Testament, da das Neue Testament wegen seiner Nah-Erwartung des Gottesreichs keine so ausführlichen Aussagen zum Alter mache wie das an den Traditionen orientierte Alte Testament.

In der hebräischen Bibel werde man zum Alter am meisten fündig. Die hohen Lebensalter-Zah-

len von über 900 Jahren bezeichnete Foitzik als „Deute-Zahlen“ für Gottes durchgängige Präsenz bei seinem Volk. Nach dem Auszug aus Ägypten habe sich das Senioritätsprinzip mit der Führerschaft der Alten zum Funktionärsprinzip gewandelt. Die Taten der Alten seien „übertüncht“ worden. Die Defizite des Alters würden in der Bibel



Prof. Dr. Karl Foitzik referiert zu „Altersbildern in der Bibel“

nicht übersehen, sondern durchaus zum Teil in poetischer Symbolik benannt. Dennoch werde aber auch das Alter als Teil von Gottes guter Schöpfung gesehen: Gott stünde auch an der Seite der Alten und verlasse sie nicht. Graue Haare sind eine Krone der Ehre. Alte Menschen könnten noch zu neuen Taten aufbrechen. Man könne nie zu alt sein, um nicht noch auf etwas zu hoffen.

Wahres Leben kommt
Solche mit dem Alter verbundene Hoffnung sah Foitzik vereinzelt auch im Neuen Testament bei

den Erzählungen von Zacharias und Elisabeth sowie von Simeon und Hanna. Sie hätten in der Anschauung des Erlösers ihre Erfüllung gefunden und seien voller Erwartung. Dem Neuen Testament gehe es um solches Neu-Werden, darum, aus Gottes Geist neu geboren zu werden. Für Paulus sei der Mensch in Christo ein neuer Mensch. Diese neue Existenz beginne mitten im Leben, nicht nur im kalendarischen Alter.

Alter gewinne seine besondere Dimension durch die Hoffnung auf ein neues Leben. Gott rufe aus dem Leben ins Leben. „Das wahre Leben kommt erst noch“, resümierte Foitzik. Dieser Verwandlung dürften wir uns ständig anvertrauen.



ESW-Vorstände Liesel Pohl (links) und Brunhilde Fabricius bilden das Begrüßungskomitee
Fotos: Kurt Witterstätter

Geborgen

Gott lässt mich nicht aus seiner Hand fallen. Fallen lassen, das sind menschliche Eigenarten. Gott greift fester zu, wenn ich drohe verloren zu gehen. Und verliere ich das Leben, hält seine Hand mich vollständig umschlossen.

Carmen Jäger

Vom Wachstum des Neuen ESW-Vorsitzender Klaus Meyer erstattet Vorstands- bericht

Vor der Mitgliedschaft des Evangelischen Seniorenwerks erstattete ESW-Vorsitzender Klaus Meyer im Dominikanerkloster Frankfurt/Main seinen Tätigkeitsbericht. Darin streifte der ESW-Vorsitzende einerseits sozialpolitische Missstände wie die drohende Altersarmut und die sich verstärkende Spaltung in Arm und Reich, schilderte aber auf der anderen Seite auch die vielfältigen Aktivitäten des ESW im zurück liegenden Jahr. Seine Ausführungen stellte Meyer unter das Jesaja-Wort „Siehe, ich will Neues schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt ihr es nicht?“ (Jesaja 43, 19).

Hier die Frankfurter Ausführungen des ESW-Vorsitzenden Klaus Meyer im Wortlaut.

I. Zur Situation

„Unsere Mitgliederversammlung 2011 fällt in turbulente Zeiten: Vieles ist an ein vorläufiges Ende gekommen und drängt nach Veränderung. Wir buchstabieren derzeit heftig, was unser Europa wert ist. Der Euro-Rettungsschirm für Griechenland und andere Mitgliedsstaaten ist umstritten. Das deutsche Ifo-Institut macht besorgt darauf aufmerksam, dass von einer Instabilität des Euro am ersten auch die Renten betroffen sein werden.

Die von der gegenwärtigen Regierungskoalition ausgesprochene Rentengarantie beschert uns mitten im wirtschaftlichen Aufschwung, der sogar erfreulicherweise die Arbeitslosenzahlen reduziert, eine magere Erhöhung um 1,1 %, die durch die üppig steigenden Lebensmittel- und Rohstoff-, sprich Benzin-, Heizöl- und Gaspreise aufgefressen wurde bevor sie zum 1. Juli wirksam wurde. Die Rentnergenerationen fallen damit erneut wieder hinter die Lohn- und Preisent-

wicklung zurück. Als das Evangelische Seniorenwerk vor einem Jahr wie auch die Sozialverbände darauf aufmerksam machten, galt das eher als Nörgelei denn als sachverständige Beurteilung. Noch immer wird selbst in kirchlichen Kreisen die Rentnersituation geschönt und nicht wahrgenommen, dass 61% der Renten monatlich zwischen 800 und 1.500 Euro liegen, damit deutlich unter dem Durchschnittseinkommen, das gut 1.000 Euro und mehr beträgt. Die Bertelsmann-Stiftung prangert nicht zuletzt auch deshalb konsequent den Nachholbedarf an sozialer Gerechtigkeit, allerdings auch quer durch alle Generationen an.

Fehlender Pflegenachwuchs

Der Pflegenachwuchs fehlt beschämender Weise in allen Ländern der Bundesrepublik, weil zukunftssträchtige Ausbildungskonzepte ebenso wie hinreichende Pflegesätze und angepasste Personalgehälter für das Pflegepersonal nicht verhandelt werden und unter dem Finanzierungsvorbehalt stehen. Es werden lieber Steuererleichterungen verhandelt, als dass Schulden getilgt oder pflegerische Notwendigkeiten abgedeckt werden.

Ob der Wegfall des Zivildienstes durch das neue Bundesfreiwilligengesetz, das nun alle Altersgruppen einbezieht und somit auch die alte diakonische Idee vom „Diakonischen Jahr mit 60“ einlöst, ausgeglichen werden kann, ist noch völlig offen.

Wie hektisch und unberechenbar die politische Szene geworden ist, zeigt die eben erst überstandene Diskussion um den Ausstieg aus der Kernkraft-Energie. Dass die Mehrheit der Bevölkerung und darunter zuvörderst die Älteren schon längst die Zuwendung zu erneuerbaren Energieressourcen forderten, war bis zum japanischen Horrorszenario völlig unbeachtet geblieben.

Wohltuend ist an dieser Situation eigentlich nur das zunehmende Unwohlsein an dieser Situation, das in diesen Tagen sogar der Bundespräsident zum Ausdruck gebracht hat.



Der ESW-Vorsitzende bei seiner Berichterstattung Foto: Kurt Witterstätter

Wohltuend sind aber auch sonstige, ermutigende, leicht zu übersehende Entwicklungen.

Neue Altersbilder

Ich nenne an erster Stelle den äußerst aussagekräftigen Sechsten Altenbericht der Bundesregierung, der unter dem Motto: „Altersbilder in der Gesellschaft“ zu einer differenzierten Betrachtung des Alters auffordert und seit seinem Erscheinen vielerorts gerne aufgegriffen und diskutiert wird. Das einheitliche Altersbild gibt es nicht, stellt er fest, jedoch weit verbreitet ist eine immer noch sehr einseitige und nicht zutreffende Sicht des Alters in Gesellschaft und Kirche. Die Anregungen, die das Autorenteam unter Leitung von Prof. Dr. Andreas Kruse, Heidelberg, gibt, sind die Lektüre wert. Erhältlich ist der Bericht beim Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 11018 Berlin, www.bmfsfj.de.

Als eine der ersten Organisationen hat die BAGSO, die Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen, in der auch das ESW mitarbeitet, in Folge des Altenberichts die Abschaffung der absoluten Altersgrenzen in den verschiedensten Bereichen von Gesellschaft und Kirche gefordert. Alter ist keine qualitative Grenze, die zum Ausschluss von Mitbeteiligung führen kann. Damit findet eine Forderung unseres Verbandes ihre Bestätigung, der sich wiederholt dagegen verwandt hat, dass für Gremienbeteiligung z.B. bei Kirchenvorständen und Synoden

noch immer oder sogar wieder neu die Altersgrenze von 65 Jahren festgesetzt wird, die aus der Rentenversicherung stammt und mit der Reichsversicherungsordnung RVO 1911 erstmals genannt wurde. Damals betrug die mittlere Lebenserwartung aber gerade mal 50 Jahre.

Das differenzierte Altersbild fordert auch zu neuen Betrachtungsweisen in der Gesundheitsversorgung, in der Pflege und bei der aktiven Beteiligung am sozialen und kulturellen Leben Konsequenzen auf.

Gerade im Jahr des Gedenkens an den 100. Geburtstag von Oskar Schnetter bleibt das Evangelische Seniorenwerk in der Verpflichtung, etwa an der Umsetzung des Sechsten Altersberichtes tatkräftig mitzuarbeiten, weil Gemeinden und Kirchen leider auch nicht Schrittmacher der Entwicklung sind, sondern noch zu häufig noch in der Pflege und in der Betreuung verharren.

Ausgrenzung schafft Altersarmut
Aufmerksam zu verfolgen lohnt sich auch die Entwicklung bei der Diskussion über die Arbeitsbedingungen unserer Zeit. Alle prekären Arbeitsverhältnisse, Entlohnungen, die nur durch Zahlungen der Öffentlichen Hände zu Existenzsichernden Summen führen, sind der sichere Weg in die Altersarmut. Diese Lastenverschiebung in die Zukunft ist neben der enormen Schuldenlast unseres Landes eine Hypothek, die die folgenden Generationen zu tragen haben. Es

liegt an uns, die Altersarmut deutlich zu benennen und der Politik und interessierten Kreisen der Wirtschaft und der Medien nicht das Feld zur Beschwichtigung zu überlassen. Der VdK hat erst in diesen Tagen die durchschnittliche Rente in Bayern ausgewertet. Sie liegt für Männer bei 983 Euro, für Frauen bei 496 Euro. Als Evangelisches Seniorenwerk sollten wir uns deshalb über jeden abgeschlossenen Tarifvertrag mit auskömmlichen Tarifen freuen.

Ein realistischer Blick auf die Begründung unseres allgemeinen Rentenalters mit 65 Jahren sollte uns auch vor der Hysterie bewahren, mit der die Diskussion um die sukzessive Anhebung des Ruhestandsalters begleitet wird. Es wird unvermeidlich, dass sich in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts die derzeitige Anhebung des Rentenalters auf 67 Jahre weiter anheben wird. Erinnerung darf auch an die große Zahl von Frauen und Männern, die mit 65 Jahren gerne noch weitergemacht hätten, aber ausgeschieden wurden und dass wir uns selbst beschränken, wenn wir an der Altersgrenze mit 65 Jahren festhalten, als ob dies etwas über unsere Kräfte und unsere Kompetenz aussagen könnte.

II. Tätigkeitsbericht des Vorstandes

Die Jahrestagung 2010 in Bonn fand zwar von den Besucherzahlen her nicht die Resonanz, die das Referenten- und Themenangebot erwarten ließ, wurde aber durch eine ansprechende Dokumentation allen Landeskirchen, Diakonischen Werken und Evangelischen Akademien zum Impuls, eigene Initiativen im Hinblick auf das veränderte Generationengefüge zu intensivieren.

Neuer Landesverband Rheinland

Ganz wesentlich dem Engagement von Frau Dr. Erika Neubauer und dem regionalen Vorbereitungskreis ist es zu verdanken, dass sich anlässlich der Jahrestagung in Bonn ein neuer Landesverband bilden konnte, der seine Arbeit bereits seither aufgenommen hat.

Die Gründung neuer Landesverbände muss unserer Ansicht nach auch verstärkt wahrge-

nommen werden, damit das Evangelische Seniorenwerk sich in der gesamten Republik bemerkbar machen kann.

Durch unsere Beteiligung an der Fachgruppe III der Diakonischen Konferenz war das Evangelische Seniorenwerk an der langen und intensiven Diskussion des neuen Zusammenschlusses beteiligt. So sehr die Zusammenführung der drei Teile in einer globalisierten Welt sachgemäß ist, so tragen wir Sorge darum, dass der neue Zusammenschluss noch die prägende, volksmissionarische Kraft bewahrt, die die Satzung und das Leben der Diakonie bestimmen sollte. Über die Fachgruppe III wird das Evangelische Seniorenwerk auch weiterhin im Leitungsgremium des neuen Zusammenschlusses vertreten sein.

Umzug nach Berlin in 2012

Der Umzug nach Berlin erforderte und erfordert weiterhin eine ganze Reihe von Gesprächen. Angefangen von der Unterbringung im neuen Haus über die Finanzierung bzw. Subventionierung unseres Verbandes bis hin zur künftigen personellen Besetzung der Geschäftsstelle und des Vorstandes stellt diese Veränderung eine enorme Herausforderung für unseren Verband dar. Wir sind dankbar, dass wir in DW-Präsident Johannes Stockmeier einen Gesprächspartner haben, der unsere Anliegen ebenso unterstützt wie seine Vorgänger im Amt. Wir sind im neuen Haus mit einem Büroraum eingeplant, den wir ggf. mit einem Partner teilen. Wir sind noch in Gesprächen wegen der Finanzierbarkeit und sind in dieser Übergangssituation auf eine breite Unterstützung angewiesen. Auch die Gewinnung neuer Mitarbeitender für die Geschäftsstelle liegt noch vor uns, da Frau Heinecke und Frau Alber ortsgebunden in Stuttgart bleiben werden.

Der Schatzmeisterin, Frau Weinbrenner, ist es mit der hilfreichen und fachkundigen Unterstützung von Herrn Weispfenning zu danken, dass ein geordnetes, sehr bescheiden ausgestattetes Finanztableau den Jahresaufwand wiederum tragen konnte. Wir balancieren aber deutlich an der Finanzierungsgrenze, da sinkende Mitglie-

derzahlen unsere Gestaltungsmöglichkeiten einschränken. Ohne den teilweisen Verzicht auf Erstattungen durch den Vorstand, ohne die immer wieder hilfreichen Zuwendungen Einzelner und die großzügigen Nutzungsmöglichkeiten des Diakonischen Werkes wäre unser Verband finanziell massiv gefährdet. Auch der EKK sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Öffentlichkeitsarbeit

Dass unter solchen Gegebenheiten eine breite Öffentlichkeitsarbeit möglich ist, ist neben den Zuschussgebern vor allem dem ehrenamtlichen Engagement von Herrn Prof. Kurt Witterstätter für den Info-Brief und die „Bausteine Altenarbeit“ im Bergmoser + Höller-Verlag, Aachen, zu danken, für das Layout Herrn Manfred Storck, Ludwigshafen, für den Internet-Auftritt und die Pflege der Daten Herrn Dr. Karl Dieterich Pfisterer und wiederum Herrn Storck. Die Gestaltung der Tagungsdokumentation ebenso wie der verschiedenen Flyers ist ohne die Hilfe der Kommunikationsabteilung des Diakonischen Werkes nicht denkbar und wird auch zu einer der mit dem Umzug nach Berlin noch zu lösenden Aufgaben gehören. Ohne diese heute allzu selbstverständlich vorausgesetzte Öffentlichkeitsarbeit bliebe das Evangelische Seniorenwerk unbekannt.

Projektarbeit

Das Evangelische Seniorenforum ESF unter der organisatorischen und inhaltlichen Leitung von Frau Liesel Pohl konnte in Kassel wiederum eine gut besuchte Tagung anbieten und wird auch im Herbst zusammen mit Herrn Fritz Schroth am 2. September 2011 zu einer Tagung nach Kassel einladen. Thema: Unser Umgang mit Gesundheit und Krankheit.

Die ebenfalls von Frau Liesel Pohl intensiv betreute Sendung des Evangeliums-Rundfunks ERF an jedem ersten Donnerstag im Quartal um 20.30 Uhr trägt den Titel „Hier werde ich gebraucht“ und erfreut sich eines guten Zuspruchs. Auch weitere Mitglieder des Vorstandes und des Evangelischen Seniorenwerks sind an dieser qualitativ anspruchsvollen Sendereihe beteiligt.

Die BrotZeit-Gruppen der neuen und alten Bundesländer haben nicht nur eine erfolgreiche Jahrestagung in der Pfalz gestaltet, sondern treffen sich an unterschiedlichen Orten zu regionaler Arbeit. Ein Bericht darüber ist für unseren Info-Brief geplant. Für diese Arbeit ist vor allem Herrn Berthold Gscheidle und Herrn Dr. Mai und in den mittlerweile nicht mehr ganz „neuen Bundesländern“ Herrn Martin Herrbruck bzw. Herrn Conradi zu danken.

Ein neues Projekt, eine „Schöne Woche“ ist für Frühjahr oder Herbst 2012 voraussichtlich im Tagungshaus Hohe Rhön geplant. Diese Woche soll eine Begegnung der verschiedenen ESW-Einzelpersonlichkeiten wie ESW-Gruppen ermöglichen und eine gute Mischung aus Erholung, Musik, Besinnung und Gesprächen mit viel freier Gestaltungsmöglichkeit anbieten.

Stand beim Kirchentag

Der gut besuchte Stand des Evangelischen Seniorenwerks beim Deutschen Evangelischen Kirchentag in Dresden insbesondere zur Thematik Patientenverfügung und Altersvorsorge in guter Nachbarschaft zu anderen Verbänden der Altenarbeit lohnte die Mühe der Vorbereitung. Die Vorbereitungsarbeit soll übrigens in einer übersichtlichen Handreichung zum Themenkreis demnächst auch für weitere Interessenten zur Verfügung stehen. Inhaltlich haben sich hier besonders Herr Dr. Pfisterer und Herr Dr. Freytag engagiert.

Im Rahmen der Aktion „Zukunft säen“ von Brot für die Welt hat die Pfälzer BrotZeit-Gruppe des Evangelischen Seniorenwerks mit großem personellen Engagement einen vielbeachteten und besuchten Stand zum ökologischen Fußabdruck beigetragen.

Der Deutsche Seniorentag vom 3. bis 5. Mai 2012 in Hamburg unter dem Motto „Ja zum Alter“ wird derzeit inhaltlich und organisatorisch auch seitens des Evangelischen Seniorenwerks vorbereitet. Wie bei den meisten Aktivitäten liegt auch hierfür ein gut Teil der Vorbereitung und Durch-

führung wieder bei Frau Elisabeth Heinecke und Frau Anneliese Alber.

Vorstandswahl 2012

Die kommende Mitgliederversammlung 2012 hat für die routinemäßig ausscheidenden Vorstandsmitglieder sowie für die aus persönlichen Gründen ausscheidenden Mitglieder wieder einen spürbaren Nominierungsbedarf. Wir bitten schon heute, sich damit zu beschäftigen, werden aber natürlich satzungsgemäß im nächsten Frühjahr dazu auffordern.

Mit einem großen Dank an alle am Berichtsjahr Beteiligten schließt dieser Bericht, dessen unterschiedliche Passagen die Losung der Titelseite immer wieder aufklingen ließen.

Für den Vorstand Klaus Meyer am 6. Juli in Frankfurt am Main“.

Dankbarkeit und Respekt Dr. Günther Freytag würdigt Oskar Schnetter



Oskar Schnetter

Bei der Mitgliederversammlung des ESW in Frankfurt wurde des 100. Geburtstags von ESW-Initiator und –Gründungsmitglieds Oskar Schnetter nochmals in besonderer Weise gedacht. ESW-Ehrenvorsitzender Dr. Günther Freytag hielt eine anerkennende und würdevolle Laudatio auf den unermüdlichen Innovator Oskar Schnetter, die hier in der Folge wiedergegeben wird.

„Verehrte Schwestern und Brüder! Am 31. Mai 1911 wurde Oskar Schnetter geboren. Er wäre in diesem Jahr 100 Jahre alt geworden. Ich denke, da ist es gut und richtig, dass auch das ESW auf seiner diesjährigen Mitgliederversammlung seiner besonders gedenkt und in Dankbarkeit und Respekt das Lebenswerk dieser herausragenden Persönlichkeit, insbesondere natürlich seine Verdienste um das Entstehen und die Entwicklung des ESW, würdigt. Das ist inzwischen auch auf andere Weise geschehen, u.a. durch Sammlungen von schriftlichen Zeitzeugenberichten initiiert durch die Ehefrau von Oskar Schnetter und die Familie und durch den lesenswerten Beitrag von Prof. Witterstätter in unserem Informationsbrief, sowie den Leserbrief von Harald Richter aus Schleswig Holstein im gleichen Infobrief des ESW.

Viele andere Zeitzeugen werden sich auch an Bruder Schnetter erinnern, der in Wort (schriftlich und mündlich) und Tat seinen Glauben an Jesus Christus gelebt und bekannt hat. Ich bin Bruder Schnetter begegnet im Rahmen seiner Tätigkeiten im CVJM, der Evangelischen Buchhilfe und last but not least bei dem Entstehen und der Entwicklung des ESW. Gegründet in der lebens-gewissen Berufung und durch seinen Herrn beauftragt, die frohe Botschaft des Evangeliums weiterzugeben und andere Menschen zu motivieren in der Nachfolge Jesu ihr Leben zu gestalten, hat er bei seinem charismatischen Einfallsreichtum immer wieder neue Wege gefunden, um mit etwas überraschend Neuem dem Evangelium zu dienen (so Dr. Friedrich Haarhaus) und seinen Ideenreichtum umzusetzen: Ein Tun im Horizont des kommenden Reiches Gottes. Einengen ließ er sich dabei nicht. Auch bei Enttäuschungen wurde er nicht mutlos. Er wusste seine Pläne in die Tat umzusetzen. Dabei blieb er ein Helfer für viele im Glauben und Seelsorger in bedrängenden Situationen (man denke an die Monatssprüche in der Nazi-Zeit, in der Kriegsgefangenschaft, bei den Ost-West- Beziehungen im geteilten Deutschland).

Als in den 1970er Jahren des letzten Jahrhunderts aufgrund der demografischen Entwicklung in unserer Gesellschaft und aufgrund der For-

schungsarbeit der interdisziplinären Gesellschaft für Gerontologie die Kirche allmählich, fast zögernd, begann, über einen Paradigmenwechsel in ihrer Altenarbeit nachzudenken, war es Oskar Schnetter, der mit Freunden und Weggefährten aus dem CVJM und dem Männerwerk der EKID mit Nachdruck eine neue Altenkultur zu entwickeln versuchte.

Dabei ging es ihm nicht darum, die bisher und mit großem Engagement durchgeführte Altenarbeit unserer Kirche infrage zu stellen. Vielmehr sollte diese neu angedachte Form ältere Menschen stärker in die Verantwortung und entsprechend ihren Möglichkeiten in die Mitgestaltung des Lebens einbeziehen. Gewissermaßen eine „Lebensphase des Überganges zu neuen Ufern“ zu gestalten. Unermüdlich hat Oskar Schnetter für diese Idee in vielen Gruppen und Gremien geworben. Viele Enttäuschungen hat er dabei erlebt. Aber er hat nicht aufgegeben. Es gelang zwar nicht ein Seniorenreferat auf EKD-Ebene einzurichten. Aber immerhin wurde eine Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit in Angriff genommen und später gegründet, die sich die Aufgabe stellte, eine EKD-weite Bündelung und Bearbeitung der Probleme, Themen und Forderungen der offenen, gemeindebezogenen Altenarbeit vorzunehmen und ihre Gestaltung als Informations- und Kooperationsforum zu begleiten.

Aber Oskar Snettters Vision war weiterreichend. Er stellte sich eine Evangelische Altenarbeit in unserer Kirche vor, in der sich Frauen und Männer im Ruhestand zusammenfinden, das Evangelium von Jesus Christus in der Öffentlichkeit zu bezeugen, mit anderen älteren Menschen nach einer sinnvollen Gestaltung des Lebens zu suchen im Sinne der Selbstvertretung der alten Menschen in Selbsthilfeorganisation, um aufgrund ihres Wissens und ihrer Erfahrung besonders bei altersrelevanten Fragen in der Gesellschaft mitzureden, mitzuentcheiden und Verantwortung übernehmen zu können. Viele Gespräche wurden damals geführt. Besuche gemacht. Die Idee einer neuen Altenarbeit in unserer Kirche in verschiedenen Gremien vorgestellt. Mit ähnlich ausgerichteten Organisationen verhan-

delt. Briefe wurden geschrieben, so an alle Bischöfe und Landeskirchenämter: Leider ohne großes Echo. Doch Schnetter ließ sich dadurch nicht beirren. Er verfolgte seinen Weg mit Freunden und Weggefährten. So kam es im Europäischen Jahr der älteren Menschen und der Solidargemeinschaft der Generationen am 12. Mai 1993 zur Gründung des ESW in Kassel und ein Jahr später auf der diakonischen Konferenz in Nürnberg zur Aufnahme des ESW als Mitglied im Diakonischen Werk der EKD. Die Vision Oskar Snettters hatte Realität gewonnen. Das ESW war auf den Weg gebracht, inzwischen mit „benachbarten“ Verbänden und Institutionen verbunden und aus der Gemeinschaft der Diakonie unserer Kirche nicht mehr wegzudenken. Es wird immer mit dem Namen Oskar Snettters verbunden bleiben. Wir danken Gott für den überzeugten und überzeugenden Jünger Jesu: Oskar Schnetter, mit dem wir ein gutes Stück unseres Lebensweges zusammengehen durften. Und wir danken auch seiner Frau, die ihm helfend und ihn begleitend zur Seite stand“.

Den Schatz heben Tagung von ESW-RWL mit „Senioren mittendrin“ von Prof. Dr. Walter Neubauer, Meckenheim

Kurz vor der Sommerpause wurde in der Evangelischen Akademie Rheinland in Bonn-Bad Godesberg in Kooperation mit dem Sozialwissenschaftlichen Institut der Evangelischen Kirche in Deutschland SWI-EKD und mit dem Evangelischen Seniorennetzwerk Rheinland-Westfalen-Lippe ESW-RWL die gut besuchte Tagung „Mittendrin – Senioren als politische Gestaltungskräfte“ durchgeführt.

Nach der Begrüßung durch Akademieleiter Landespfarrer Peter Mörbel und durch ESW-

RWL-Vorsitzende Dr. Erika Neubauer gab es zunächst „Thematische Anspielszenen“ der Senioren-Theatergruppe der Arche, Meckenheim, zum Thema „Das Beste kommt zum Schluss“.



Die Workshop-Leiter Heinz Thoma und Martin Schofer in Aktion. Foto: Walter Neubauer

Der Eröffnungsvortrag von Prof. Dr. Gerhard Wegner vom SWI der EKD mit dem programmatischen Titel „Das andere Alter“ begann mit dem SPIEGEL-Zitat: „Pest, Hunger und Krieg sind glücklich überwunden, doch jetzt kommen die Alten“. Seine Analyse der Chancen und Probleme der älter werdenden Gesellschaft fasste er in fünf Thesen zusammen: Erstens: Die Gesellschaft wird altersindifferent. Zweitens: Das Alter pluralisiert sich und wird ungleicher. Drittens: Bilder vom Alter wirken in der Regel verstärkend und bestätigend. Viertens: Die wichtigste Zukunftsfrage ist: Wofür wird das längere Leben genutzt? Und fünftens: Im Alter neu werden können! Das religiöse und kirchliche „Altersbild“ muss sich von einer Mortalitäts- zu einer Natalitätsorientierung wandeln. Der Referent schloss mit der Feststellung, dass ältere Menschen nicht religiöser und kirchlicher geprägt sind als jüngere, wie man vermuten könnte. Vielmehr scheint die längere Lebenserwartung eher eine neue Ebene säkularisierter Welterfahrung zu ermöglichen, die für Theologie und Christentum zu einer massiven Konkurrenz werden kann.

Es folgten Kurzreferate von Gabriele Winter (Diakonie RWL) zu älteren Menschen in der Gemeinde, Prof. Dr. Karl Foitzik (Neuendettelsau) zu Gemeindepädagogischen Anregungen und Kirchenrat Joachim Müller-Lange von der Evangelischen Kirche im Rheinland zu Zielen kirchlicher Seniorenpolitik. Nach dem Abendessen fand ein Podiumsgespräch statt zum Thema „Mittendrin! - Mittendrin? Senioren in Kirche und Nachbarschaft“. Teilnehmer waren Ministerialdirektor Dieter Hackler (BMFSFJ), Vikarin Miriam Haseleu, Dr. Erika Neubauer, Bürgermeister Spilles (Meckenheim) und Prof. Dr. Gerhard Wegner. In diesem Zusammenhang fasste Hackler die Situation wie folgt zusammen: „Bleibt abzuwarten, ob und wann unsere Kirche und die Gemeinden den Schatz der älteren Menschen als Akteure aufgreifen und ob unsere Gemeinden sich mit den älteren Menschen im Sinne der Handreichung der EKD „Im Alter neu werden“ erneuern. Gerade für Senioren sollten mehr neue Wege für Selbst- und Mitverantwortung in der Zivilgesellschaft auch über Familiengrenzen hinaus geebnet werden“. Der Abend endete mit dem Kirchenkabarett Klüngelbeutel (Köln) zu „Szenen einer Ehe“.

Am nächsten Tag referierte Gerrit Heetderks (Evangelisches Zentrum für Innovative Seniorenarbeit, Düsseldorf) über Politische Partizipation und bürgerschaftliches Engagement von Seniorinnen und Senioren. Es folgten fünf parallele Workshops, bei denen auch das Seniorennetzwerk RWL vertreten war. Heinz Thoma und Martin Schofer leiteten den gut besuchten Workshop „Tu was - Ehrenamt zwischen Selbsthilfe und Freiwilligendienst“. Den abschließenden Vortrag zu „Perspektiven kirchlicher Seniorenarbeit“ hielt Kirchenrat Joachim Müller-Lange. Nach einer Analyse der Veränderung der Altersbilder in der Kirche seit 1950 entwickelte er thesenartig ein Programm, das für die zukünftige Arbeit ausdrücklich den Bereich der aktiven Senioren vorsieht. Dazu stellte er fest: Die Leuchttürme „innovativer Seniorenarbeit“ stehen noch weit auseinander und die Infrastruktur für Multiplikatoren für innovative Seniorenarbeit steht noch in den An-

fängen (in 20 von 38 Kirchenkreisen gibt es zum Beispiel noch keinen Synodalbeauftragten für Senioren). Vor allem müssen starke Netzwerke von Multiplikatoren aufgebaut und unterstützt werden.

Insgesamt ist festzuhalten, dass die Tagung bei allen Beteiligten als erfolgreich und sehr anregend erlebt wurde.

Beim Laufen-Lernen hinfallen Neue ERF-Sendung mit dem ESW „Hier werde ich gebraucht“

Um das rechte Verhältnis der Generationen zueinander ging es in der jüngsten Sendung des Evangeliums-Rundfunks ERF in Zusammenarbeit mit dem ESW. Dr. Horst Marquardt und Liesel Pohl hatten wieder aufschlussreiche Texte zusammen gestellt.

Der Hamburger Jugendpastor Bastian Erdmann stimmte die Radiohörer von ERF auf die Situation Jugendlicher beim Erwachsen-Werden ein. Er verglich die Situation dieser Reifung mit dem Warenhaus-Besuch: Viele Angebote stürmen auf die jungen Menschen ein. Auch sind Berater da, die auf sie einreden. Die Jugendlichen wollen aber eigentlich nur erst einmal ankommen und sich umschauen. Sie wollen nicht überredet werden, auch nicht in Diskussionen verwickelt werden. Die Lebensmuster der Erwachsenen sind nicht ihre Muster. Sie haben andere Fragen wie die Erwachsenen. Genau aufeinander zu hören, was den anderen bewegt, hielt Pastor Erdmann den Dreh- und Angelpunkt fruchtbarer Begegnungen. Auch die Jugendlichen hätten ein Recht darauf, Fehler zu machen, an denen sie wachsen könnten: „Laufen lernen geht nun einmal nicht ohne hinzufallen“, resümierte Erdmann.

So mögen die Erwachsenen beim Straucheln die Hand der Jugendlichen nehmen und ihr Anwalt werden. Auch Erwachsene hätten Fehler gemacht und erfahren, dass man auch im vorge-rückten Alter im Glauben wachsen könne. Den jungen Menschen sei ihr Tun ernst, und sie seien bereit, für ihre Überzeugungen ein zustehen. Von solcher Begeisterungsfähigkeit könnten auch ältere Menschen viel lernen.

Liesel Pohl erweiterte in ihrem Sendebbeitrag dieses Generationen-Dual noch um die Großeltern. Alle trügen im Gotteslob Verantwortung: Jugendliche, Eltern und Großeltern. Durch neue städtebauliche Mischungen würden die auseinander liegenden Generationen vielfach wieder näher zusammen rücken. Dabei gehe es darum, die andere Generation zu verstehen. Ältere befolgten noch Grund-Tugenden wie Ordnung, Beständigkeit und Pünktlichkeit. Man dürfe indes nicht nur auf Traditionen beharren, sondern müsse die Kontinuität im Wandel anstreben. Den anderen auch anhören und ihn annehmen. Das Lob Gottes ertönt heute in anderen Rhythmen, „wir können aber Gott miteinander loben“, war sich Liesel Pohl sicher. Erschwernisse zwischen den Generationen seien überwindbar. Ältere könnten bei Schulaufgaben, im Beruf und Existenzaufbau sowie in der Seelsorge hilfreich sein. Die Älteren bräuchten aber nicht nur Gebende zu sei, sie dürften auch Nehmende sein und sich von der jugendlichen Begeisterungsfähigkeit anstecken lassen.

Mit Prosecco-Oma Christa

Ein schönes Beispiel für das gegenseitige Beschenken von Alt und Jung lieferte Pastor Hans Staperferne mit seinem Beitrag „Scharfe Sachen“ von Prosecco Oma Christa. Die ältere Dame Christa schickt regelmäßig ausgelesene Krimis zur Bundeswehr nach Afghanistan, die die Erst-Leserin, eine Christa befreundete Apothekerin, sonst wegwerfen würde. Mit den Krimi-Sendungen gehen auch einmal ein religiöses Buch und Zeugnisse von Christas Gläubigkeit nach Afghanistan. Auch ein paar Dosen Prosecco“ finden sich immer in den Päckchen.

Diese Kontakte mit der Heimat lenken von den gefährlichen Einsätzen ab, wie Sanitätsoffizierin Claudia in ihren Dankschreiben versichert. Nach Stuttgart rückkehrende Empfänger der Krimi-Sendungen holten Christa zum Dank zu einem Besuch einer Vorstellung in der Stuttgarter Staatsoper ab. So ist auch am Thema Afghanistan Beten und Handeln möglich.

Hinweis

Die nächste ERF-/ESW-Sendung „Hier werde ich gebraucht“ wird ausgestrahlt am Donnerstag, 6. Oktober, um 20.30 Uhr; wiederholt wird die Sendung am Freitag, 7. Oktober, um 0.30 Uhr, 3.30 Uhr und 11.30 Uhr sowie am Samstag, 8. Oktober, um 14.30 Uhr.

Gezielter an die Freiwilligen heran BAGSO fordert Präzision zum Bundesfreiwilligendienst

Anlässlich der Einführung des Bundesfreiwilligendienstes zum 1. Juli 2011 hat die verbandsübergreifende Fachkommission „Freiwilliges Engagement und gesellschaftliche Teilhabe“ der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO, in der auch das ESW mitarbeitet, folgende Stellungnahme erarbeitet:

Der neu geschaffene Bundesfreiwilligendienst, der sich an alle Generationen wendet und den bisherigen Zivildienst für Wehrpflichtige ersetzt, braucht jetzt dringend neue Impulse, damit das Angebot auch die älteren, engagementbereiten Menschen erreicht. Offensichtlich ist die große Mehrzahl älterer Bürgerinnen und Bürger über das Angebot noch nicht informiert.

Die BAGSO schlägt vor, über ihre 106 Mitgliedsverbände und deren Publikationsorgane umfassend über die Konditionen dieses neuen Dienstes zu unterrichten. Schon nach der verbandsinternen Diskussion zeigt sich, dass noch viele

Fragen offen und die Bedingungen für ältere Menschen gewöhnungsbedürftig sind. Sich für eine Wochendienstleistung von 20 Stunden zu verpflichten, ist für Menschen in der nachberuflichen Phase keine leichte Entscheidung. Unklar ist auch, wo Bewerbungen möglich sind, welche Qualifikationen vorausgesetzt werden und wie es um Fortbildung und Begleitung bei ihrer Tätigkeit bestellt ist. Zu klären ist, ob in allen Fällen Sozialversicherungspflicht besteht.

Alle diese Fragen müssen schnell geregelt werden. Dabei muss auf die spezifischen Bedürfnisse älterer Menschen Rücksicht genommen werden.

Aber auch die beim Bundesfreiwilligendienst beteiligten Organisationen sind aufgefordert, für ältere Menschen geeignete Einsatzstellen in den Bereichen Soziales, Kultur, Sport und Ökologie bekannt zu machen und an den Bedürfnissen von Seniorinnen und Senioren ausgerichtete Rahmenbedingungen zu schaffen. Entscheidend für eine Teilnahme sind Mitwirkungsmöglichkeiten und ein klares Tätigkeitsprofil. Nicht jeder Dienst, der bisher von jungen Zivildienstleistenden ausgeübt wurde, ist auch für ältere Menschen geeignet. In den Verwaltungsbereichen der sozialen Einrichtungen und beim „Essen auf Rädern“ oder bei der Einzelbegleitung von hilfebedürftigen Personen kann man sich etwa den Einsatz älterer Männer und Frauen gut vorstellen.

Es geht darum, die Lebenserfahrungen und das Einfühlungsvermögen der Älteren mit den Angeboten anzusprechen.

Die BAGSO sieht in dem neuen Freiwilligendienst durchaus eine Chance, Ältere zu erreichen, die bisher noch nicht in einem festen Engagement stehen, aber, wie es der Freiwilligensurvey ausweist, noch ein passendes Betätigungsfeld suchen.

Die BAGSO weist aber darauf hin, dass im Bereich der Verbände und Organisationen die Besorgnis besteht, dass dieser neue Dienst bisher ehrenamtlich geleistete Arbeit gefährden könnte.

Alterstauglichkeit erkunden Mit BAGSO-Fragebogen die „altersfreundliche Stadt“ suchen

Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO als Interessenvertretung der älteren Menschen in Deutschland, in der auch das ESW mitarbeitet, führt eine Befragung zur „altersfreundlichen“ Gestaltung unserer Städte durch. Die Befragung wendet sich vor allem an ältere Menschen, gemäß der Devise: Seniorinnen und Senioren sind die besten Experten in eigener Sache. Eine Altersgrenze für die Beteiligung und die Suche der Alterstauglichkeit gibt es aber nicht.

In unseren Städten leben immer mehr ältere Menschen. Deren Anliegen ist es, ihre Selbstständigkeit bis ins hohe Alter zu erhalten. Dies setzt neben Vorkehrungen in den eigenen vier Wänden auch voraus, dass man sich auch außerhalb der Wohnung selbstständig und sicher bewegen kann.

Wie altersfreundlich sind unsere Städte? Mit welchen konkreten Problemen sind ältere Menschen tagtäglich bei der Nutzung des öffentlichen Stadtraums und des Personennahverkehrs konfrontiert und was wünschen sie sich? Auch gute Beispiele sollen ermittelt werden: Welche Städte haben bereits vorbildliche Maßnahmen ergriffen, um die „Nutzerfreundlichkeit“ ihrer Räume und Einrichtungen gerade für ältere Menschen zu erhöhen?

Die Ergebnisse der Befragung sollen den Seniorenorganisationen eine Grundlage geben, um vor allem auf kommunaler Ebene positive Veränderungen einzufordern und dafür konkrete und praxistaugliche Vorschläge zu machen. Der Fragebogen für die Erhebung auch durch die Seniorinnen und Senioren selbst kann auf der Home-

page der BAGSO unter der Adresse www.bagso.de direkt am Computer online ausgefüllt werden. Gedruckte Exemplare des Fragebogens können auch in einer größeren Anzahl über die BAGSO-Internetseite oder telefonisch unter 0228.2499930 angefordert werden.

Interessierten Organisationen, die auf ihrer Homepage auf die Befragung verlinken möchten, stellt die BAGSO gern ein Banner zur Verfügung.

Weitere Informationen zur BAGSO, Bonngasse 10, 53111 Bonn, E-Mail: lenz@bagso.de, Internet www.bagso.de

Einzel und gemeinsam Im ESW sind zehn Gruppierungen der Aktion BrotZeit tätig

Seit sechs Jahren arbeitet im Evangelischen Seniorenwerk die Aktion BrotZeit. Ihr langjähriger Geschäftsführer und Koordinator Martin Herrbruck aus Berlin gibt deshalb, weil er seine Arbeit in andere Hände legen möchte, dem ESW-Vorstand folgende Situationsbeschreibung. Dieses Informationspapier Herrbrucks wird hier abgedruckt.

Nach sechs Jahren Arbeit mit der BrotZeit-Sammlungsbewegung gibt es die folgenden Konturen, die sich in verschiedenen Einzelgruppen und Personen beschreiben lassen. Unter der Zielsetzung von BrotZeit sind die folgenden Untergruppen aktiv: (1) Rostock, (2) Templin, (3) Lobetal, (4) Berlin, (5) Sachsen Dresden, (6) Sachsen Pirna (in der Entstehungsphase), (7) Greiz, (8) Kaiserslautern, (9) Bremen (Einzelpersonen), (10) Pforzheim (in der Versuchsphase).

BrotZeit will eine Sammlung sein für Menschen im Seniorenalter, die sich weiterhin in einer christlich geprägten Gemeinschaft und im

Bemühen um das Anliegen des Konziliaren Prozesses „Gerechtigkeit, Friede und Bewahrung der Schöpfung“ einsetzen wollen, und dies in ihren lokalen Herausforderungen wie auch in dem Bereich der ökumenischen Diakonie. So sind neben den persönlichen Kontakten, dem geistlichen Leben und der Auseinandersetzung mit Tagesproblemen die diakonischen Herausforderungen eine Frage, zu der wir Antworten suchen und altersspezifische Lösungen anzugehen versuchen. Ein breites Spektrum hat sich hier als Aufgabenfeld aufgetan. So gibt es zum Beispiel in der Pfalz eine klare Ausrichtung, um die Arbeit von „Brot für die Welt“ zu unterstützen. Im Norden sind es Engagements der Unterstützung für lokale Projekte wie Suppenküche, Asylantenproblematik, Abschiebehaft, Migrationshilfen, Tschernnoblaktionen oder Rechtshilfe. Weiter sind Personen und Gruppen stark in eigenen Projekten der Energie-Ökologie und Energiewende engagiert. Dazu kommt noch das ganze Feld des globalökumenischen Lernens, wie zum Beispiel im Projekt „Zukunftsfähiges Deutschland (II) in einer globalisierten Welt“. Dazu wurden eigene Entwürfe für die Gemeindegemeinschaft geschaffen und in Reisediensten weitergegeben. Nicht selten haben ökumenische Einzelkämpfer den Weg unter das Dach von BrotZeit gefunden, die in Auslandsprojekten oder lokalen Aktionen tätig sind (Bremen).

Als Herzstück haben sich die Jahrestreffen für die Sammlung herausgebildet. Zunächst ein Tagesseminar, konnte es Dank der Eigenbeteiligung der Teilnehmer zu einem Zweitage-Seminar werden. Die Themen werden gefunden, indem wir Problemfelder aus der Diskussion in den eigenen Gruppen aufnehmen und durch kompetente Sachkenner ausführlich behandeln. So haben Dr. Manfred Linz, Wuppertal-Institut (2009), Altbischofin Bärbel Wartenberg-Potter (2010) und Dr. Reinhard Höppner, Ministerpräsident a. D. Sachsen-Anhalt (2011) durch ihre auf uns ausgerichteten Impulsreferate und ihr Bleiben unter uns zur eingehenden Diskussion bleibende Eindrücke hinterlassen.

Bisher wurde dieser Prozess in den letzten sechs Jahren von Martin Herrbruck als Geschäftsführer

koordiniert, der diese Aufgabe im Mai 2011 an den Beirat von BrotZeit zurück gegeben hat. Der Beirat besteht seit den Anfängen des BrotZeit-Projektes als beratendes Gremium, der Entwicklung, Thematik und auch organisatorische Aufgaben leistet. Er setzt sich zusammen aus einer Gruppe von Sprechern einzelner BrotZeit-Aktivitäten.

Der scheidende Geschäftsführer Martin Herrbruck hat dem Beirat eine Konzeption für die Weiterarbeit und Organisation übergeben, die in der Diskussion ist. Zunächst hat Dr. Wolfgang Mai die Moderation im Beirat und die Fortführung zeitlich kurz begrenzt übernommen.

Statistiken der Liebe schreiben

Dekan i.R. Berthold Gscheidle zum Siebzigsten



Ein rüstiger und allzeit hilfsbereiter Siebziger ist jetzt auch ESW-Vorstandsmitglied und Vorsitzender des ESW-Pfalz Dekan Berthold Gscheidle. Der Jubilar, dem ESW-Vorsitzender Klaus Meyer zu seinem runden Geburtstag herzlich gratulierte, lebt als früherer Pfarrer von Kusel und Dekan von

Otterbach in Kaiserslautern, von wo er die ESW-Gruppe Pfalz umsichtig betreut. Ein besonderes Anliegen ist Gscheidle die Belebung der ESW-Teilgruppenarbeit „BrotZeit“. Er hat die Arbeit von „BrotZeit“ in der Pfalz populär gemacht und unterhält so außer zum ESW-Vorstand zu „Brot für die Welt“ in Stuttgart intensive Kontakte. In Kaiserslautern sorgt Gscheidle für mannigfache Dritte-Welt-Aktivitäten mit Aktionen gegen Kinderarbeit, gegen Landminen und für einen ge-

rechten Welthandel. Im Kaiserslauterer Weltladen werden faire Produkte gehandelt. Statt Horrormeldungen möchte Gscheidle „Statistiken der Liebe“ geschrieben haben. So initiierte Bertold Gscheidle auch das ESW-Buch „Brot zum Leben“ mit seinen 99 und einer Mitmachgeschichten in der Pfalz. Die letzte Brot-Zeit-Bundestagung des ESW organisierte Gscheidle mit Mitstreitern und Mitstreiterinnen aus der Pfalz in Bad-Münster-Eberburg nach erfreulicher Genesung von seiner Augenbehandlung.

Generationen miteinander Im Europäischen Jahr des aktiven Alters 2012

Die von der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO und der Forschungsgesellschaft für Gerontologie Dortmund FfG neu geschaffene Geschäftsstelle zum „Europäischen Jahr für aktives Altern und die Solidarität zwischen den Generationen 2012“ hat bereits am 1. Juli diesen Jahres ihre Arbeit aufgenommen. Die Träger dieser neuen, in Bonn angesiedelten Geschäftsstelle, nämlich die BAGSO, in der auch das ESW mitarbeitet, und die Gerontologie-Forschungsgesellschaft werden die Aktivitäten zum Europäischen Jahr des aktiven Alters 2012 vorbereiten.

Mit dem Europäischen Jahr 2012 möchte die Europäische Kommission ein aktives Altern fördern, um die Potenziale der älteren Bevölkerung weiter zu erschließen und dadurch die Solidarität zwischen den Generationen zu stärken. Die Hauptanliegen der Europäischen Kommission für das Europäische Jahr 2012 sind Arbeitsbedingungen zu verbessern, damit sich auch ältere Menschen in den Arbeitsmarkt einbringen können, gesellschaftliches Engagement und ein Altern in Gesundheit zu fördern sowie Solidarität zwischen den Generationen zu unterstützen. Für Fragen und Anregungen stehen zur Verfügung Frau Christine Massion und Frau

Claudia Kaiser von der BAGSO und Frau Dr. Carolin Eitner von der Forschungsgesellschaft. Kontakt über BAGSO, Bonngasse 10, 53111 Bonn, Tel. 0228.24 99 93 25, Internet www.bagso.de

Was ist eigentlich das Leben?

An Fauna und Flora erlebt:
Alles kreucht und fleucht
von Dr. Hans-Dieter Friebe^l,† Speyer

Auch, wenn ein Mensch gestorben ist, beginnt wieder ein neuer Tag. Das mag die Angehörigen, die einen Lieben verloren haben, trösten. Es zeigt, dass immer wieder Neues anbricht. Für den Verstorbenen mag das die Ewigkeit sein. Darauf weist uns die kleine Geschichte von Tieren, Pflanzen und Natur hin, die Dr. Hans-Dieter Friebe^l bei seinen Animationen in der Altenarbeit vorgetragen hat und die seine Frau nach Friebe^ls Tod in ihren Band „Reden ist Silber, Schweigen ist Gift“ auf Seiten 106 bis 108 aufgenommen hat. Wir veröffentlichen die feinsinnige und metaphorische Geschichte zum Lebenssinn hier folgend, den der Schmetterling in der Freude, die Ameise in der Mühsal und die Regentropfen in Tränen sehen.

An einem schönen Sommertag um die Mittagszeit war große Stille am Waldrand. Die Vögel hatten ihre Köpfe unter die Flügel gesteckt, und alles ruhte. Da streckte der Buchfink sein Köpfchen hervor und fragte: „Was ist eigentlich das Leben?“ Alle waren betroffen über diese schwierige Frage.

Die Heckenrose entfaltete gerade eine Knospe und schob behutsam ein Blatt ums andere heraus. Sie sprach: „Das Leben ist eine Entwicklung.“ Weniger tief veranlagt war der Schmetterling. Er flog von einer Blume zur anderen, naschte da und dort und sagte: „Das Leben ist lauter Freude und Sonnenschein.“

Drunten im Gras mühte sich eine Ameise mit einem Strohalm, zehnmal länger als sie selbst, und sagte: „Das Leben ist nichts als Arbeit und Mühsal.“ Geschäftig kam eine Biene von einer honighaltigen Blume auf die Wiese zurück und meinte dazu: „Nein, das Leben ist ein Wechsel von Arbeit und Vergnügen.“ Wo so viele weise Reden geführt wurden, streckte auch der Maulwurf seinen Kopf aus der Erde und brummte: „Das Leben? Es ist ein Kampf im Dunkeln.“ Nun hätte es fast einen Streit gegeben, wenn nicht ein feiner Regen eingesetzt hätte, der sagte: „Das Leben besteht aus Tränen, nichts als Tränen.“ Dann zog er weiter zum Meer. Dort brandeten die Wogen, warfen sich mit aller Gewalt gegen die Felsen und stöhnten: „Das Leben ist wie ein vergebliches Ringen nach Freiheit.“ Hoch über ihnen zog majestätisch der Adler seine Kreise. Er frohlockte: „Das Leben? Das Leben ist ein Streben nach oben.“ Nicht weit vom Ufer entfernt stand eine Weide. Sie hatte der Sturm schon zur Seite gebogen. Sie sagte: „Das Leben ist ein Sich-Neigen unter einer höheren Macht.“

Dann kam die Nacht. Mit lautlosen Flügeln glitt der Uhu über die Wiese dem Wald zu und krächzte: „Leben heißt: die Gelegenheit nutzen, wenn andere schlafen.“ Und schließlich wurde es still in Wald und Wiese. Nach einer Weile kam ein junger Mann des Weges. Er setzte sich müde ins Gras, streckte dann alle Viere von sich und meinte, erschöpft vom vielen Tanzen und Trinken: „Das Leben ist das ständige Suchen nach Glück und eine lange Kette von Enttäuschungen.“ Auf einmal stand die Morgenröte in ihrer vollen Pracht auf und sprach: „Wie ich, die Morgenröte, der Beginn eines neuen Tages bin, so ist das Leben der Anbruch der Ewigkeit!“

So hat ein schwedisches Märchen die Möglichkeiten, die Last und die Fülle des Lebens zusammen gefasst. Bei aller Freude und aller Mühsal, bei allem Kampf und allem Dunkel, bei aller Lust und allen Tränen ist unser Leben auf die Ewigkeit hin angelegt. Leben ist Anbruch und Aufbruch, Leben ist auf Kommendes aus, ein echtes Abenteuer.

Leserbrief: Stolpe riskierte Gefängnis Zuschrift von Rechtsanwalt Reymar von Wedel

Auf unseren Beitrag zu Manfred Stolpes 75. Geburtstag in ESW-Informationsbrief 2-2011, Seiten 21 bis 24, erhalten wir von Rechtsanwalt Reymar von Wedel aus Berlin folgende Zuschrift, die Stolpes aufrechte Haltung als „Mann der Kirche“ in der DDR-Zeit bestätigt. RA von Wedel führt dabei folgendes aus.

„Am 16. Mai wurde Manfred Stolpe 75 Jahre alt. Die meisten Menschen kennen ihn vor allem als den ersten, erfolgreichen und beliebten Ministerpräsidenten des Landes Brandenburg. Aber seine politische Persönlichkeit beruht auf seinen Kämpfen als Kirchenjurist in der DDR. Er war und ist ein Mann der Kirche.“

Als junger Jurist, der auch an der Freien Universität studiert hatte und Mitarbeiter eines Anwaltsbüros war, hätte er auch im Westen bleiben können. Aber er wollte seiner Kirche helfen. Er trat in das Berliner Konsistorium ein und blieb nach der Mauer in der DDR. Hier übernahm er bald wichtige Verantwortung. Er wurde Referent des Bischofsverwalters Günter Jacob. Gleichzeitig arbeitete er für den Pommerschen Bischof Friedrich-Wilhelm Krummacher, der die Ostkirchenkonferenz, das Gremium für die Zusammenarbeit der Landeskirchen, leitete. Mit dem späteren Bischof Schönherr baute er den Bund Evangelischer Kirchen in der DDR auf. Schließlich wurde er Konsistorialpräsident.

Ein besonderes Ziel der DDR war die Abgrenzung vom Westen. Dazu gehörte es auch, den finanziellen Ausgleich zwischen den Regionen der Kirche zu unterbinden. Dies musste die östliche Region besonders hart treffen, weil der Staat schon vorher ihre finanziellen Grundlagen

untergraben hatte. Er hatte die Kirchensteuer ausgehöhlt, Sammlungen verboten und die in der Verfassung vorgesehenen Zuschüsse reduziert. Die Regierung verbot auch den Transfer von Geld und die Einfuhr von Gegenständen, die für die kirchliche Arbeit gebraucht wurden.

Gegen diese abgrenzenden Maßnahmen des Staates baute die Kirche Wege durch die Mauer auf. Der von der DDR rechtswidrig ausgewiesene Bischofsverweser Präses Scharf veranlasste die notwendigen Maßnahmen im Westen. Manfred Stolpe organisierte die Übernahme und Verteilung in der DDR. Nach dem Devisen- und Zollgesetz hätte er dafür bis zu 10 Jahren Gefängnis erhalten können. Auf den Wegen durch die Mauer leitete die Kirche auch die diakonische Hilfe, vor allem für Behinderte, um die sich die DDR wenig kümmerte. Sie führte medizinische Geräte, aber auch Medikamente ein, die in der DDR nicht zu beschaffen waren. Sie wurden nicht nur an kirchliche Krankenhäuser geliefert, sondern zum Beispiel auch an Ärzte der Charité, die in besonderen Krankheitsfällen darum gebeten hatten.

Eine Gruppe von Menschen, die in der DDR besonders zu leiden hatte, waren die politischen Gefangenen. Soweit sie kirchlichen Gemeinden nahestanden, wurden ihre Namen auf Fürbittlisten gesammelt, die auch in den Westen gebracht wurden. Daraus entwickelte sich die sogenannte Haftaktion. Der oben genannte Präses Scharf knüpfte Verhandlungen mit dem DDR-Anwalt Dr. Wolfgang Vogel an. Es kam zu einem Abkommen für über 100 Häftlinge, die die DDR frei liess. Die zugrunde liegende Liste beruhte auf einer Sammlung von Namen, die Manfred Stolpe veranlasst hatte. Er leitete sie an den von der DDR beauftragten Rechtsanwalt Dr. Wolfgang Vogel und erläuterte sie ihm. Auf Grund der Haftaktion wurden bis zur Wende über 33.000 politische Gefangene befreit.

Stolpe kümmerte sich aber auch um Einzelfälle. Als der bekannte Pfarrer Rainer Eppelmann die Sicherheit kritisierte, wollte das Ministerium für

Staatssicherheit MfS ihn verhaften. Dies erfuhr Manfred Stolpe. Er wandte sich wiederum an Rechtsanwalt Vogel. Dieser sprach mit Erich Honecker. Der Regierungschef piff das MfS zurück. In einem anderen Fall hatte ein DDR-Bürger, der sich besuchsweise in der Bundesrepublik befand, dort Notaufnahme beantragt. Seine Ehefrau bat ihn aber zurückzukehren. Das MfS versprach ihr und ihrem Pfarrer, er würde bei Rückkehr nicht bestraft. Aber schon an der Grenze wurde er verhaftet und später zu sieben Jahren Gefängnis wegen Spionage verurteilt. Die Ehefrau und der Pfarrer wandten sich an Stolpe. Auf seinen Protest wurde der Mann aus Bautzen entlassen und durfte mit Familie ausreisen. Das nahm das Ministerium für Staatssicherheit MfS Stolpe natürlich übel.

Ein Straftatbestand war in der DDR auch die Kriegsdienstverweigerung. Nach dem Wehrgesetz waren alle jungen Männer zum Waffendienst verpflichtet. Wie in allen sozialistischen Staaten gab es keine Kriegsdienstverweigerung. Aber viele junge Christen drängten die Kirche, sich dafür einzusetzen. Die Kirche beauftragte Manfred Stolpe, darüber mit der Regierung zu verhandeln. Er erreichte, dass junge Christen jedenfalls nicht an der Waffe dienen mussten. Die Regierung richtete Baueinheiten in der Armee ein. Viele junge Christen entschieden sich dafür. Andere lehnten auch dies ab. Sie mussten dafür ins Gefängnis. Aber Stolpe benannte sie sofort für die auch von der Bundesregierung unterstützte Haftaktion.

Durch seine Beteiligung an der Haftaktion gewann Stolpe auch in Bonn Vertrauen. Er bat die Bundesregierung, auch bei einem anderen Problem zu helfen. Im Zentrum Berlins stand die Ruine des Berliner Doms. Die Kirche musste damit rechnen, dass die DDR ihn abreißen ließ, wie es Walter Ulbricht in Potsdam und Leipzig getan hatte. Eine Sanierung würde viel Geld kosten. Stolpe bat daher um Zusage der Bundesrepublik, sie zu finanzieren. Als er sie erhielt, bat er die Regierung der DDR um die Genehmigung für den Aufbau und die Einfuhr des erforderlichen Bau-

materials. Er wies sie darauf hin, dass die Ruine ein Schandfleck für die Hauptstadt sei. Die Wiederherstellung des Domes würde das Prestige der DDR bei ausländischen Besuchern heben. Das sah die Regierung ein. Heute können alle Berliner und viele Touristen den Dom besuchen.

Zusammenfassend hat Stolpe auf vielen Feldern für die Kirche und die Menschen und gegen die DDR gearbeitet. Er unterlief die Abgrenzung von Westberlin für die Einheit der Kirche. Mit seiner Hilfe für die Haftaktion untergrub er die Autorität des MfS und der Justiz. Mit dem Erreichen der Baueinheiten durchlöchernte er die Parole: „Der Frieden muss bewaffnet sein.“ Mit dem Dombau erreichte er, dass die DDR ihre frühere Abrisspolitik von Kirchen aufgab. Angesichts dieses Sachverhalts sind nach der Wende erhobene Vorwürfe, Stolpe habe mit dem MfS zusammengearbeitet, lächerlich. Wer in der DDR etwas bewirken wollte, musste mit allen Behörden verhandeln. Für die politischen Gefangenen war nach der Strafprozessordnung das Ministerium für Staatssicherheit zuständig. Der Rat der EKD hat nach gründlicher Untersuchung festgestellt: Stolpe hat immer als Mann der Kirche gehandelt.

Ein solcher blieb Stolpe auch nach der Wende. Ein Beispiel dafür ist der Religionsunterricht. In Brandenburg können sich christliche Schüler vom staatlichen Fach Ethik zum Religionsunterricht abmelden. Stolpes Partei, die SPD, wollte das nicht. Aber ihr Ministerpräsident setzte es durch. In einem Gespräch mit dem Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts erwirkte er eine entsprechende Regelung. Welches Gewicht dies hatte, zeigt die Tatsache, dass die Kirchenleitung in Berlin die gleiche Freiheit ihrer Gemeindeglieder nicht erreichen konnte.“

Leserbrief: Praktische Hilfen Dank für Information

Unser Leser und ESW-Mitglied der ersten Stunde Wilhelm Seehase aus Fockbek bei Rendsburg schreibt dankbar zum letzten ESW-Informationsbrief 3-2011. Ihn freute insbesondere der Beitrag „Tuchföhlung mit Paul und Sophie“ zu den hilfreichen Assistenzsystemen. Hierzu weist Seehase ergänzend auf die informationstechnologischen Ortungs- und Warnsysteme der Firma Scemtec-Automation in Velbert hin. Wir zitieren aus Seehases Zuschrift mit einer Ergänzung.

„Sehr geehrter Herr Professor Witterstätter, als ESW-Mitglied der ersten Stunde habe ich mich über den ESW-Informationsbrief Nr. 69/3-2011 ganz besonders gefreut, weil Ihr Beitrag „Tuchföhlung mit Paul und Sophie“ praktische Hilfen bekannt macht für die selbstständige Lebensführung vor dem Seniorenheim, Pflegeheim und Hospiz. Um das Wissen über altersgerechte Assistenz-Systeme öffentlich bekannt zu machen, hat die Norddeutsche Gesellschaft für Diakonie im April 2010 bei ihrem Unternehmensempfang das Assistenz-System ‚LOC Sens – Locate Solution‘ der Firma Scemtec Automation in Velbert ihren Gästen vorgestellt. Wir haben uns von der Effizienz und von den vielseitigen Einsatzmöglichkeiten des Systems überzeugt und sind bemüht, das System bei Senioren und Dienstleistern bekannt zu machen“.

Alarm bei geschlossenem Kühlschranks
Bei den Informations- und Hilfesystemen „Locate Solution“ von Scemtec Velbert geht es zum einen um das Personen-Ortungssystem mittels eines am Handgelenk befestigten Informations-Transponders. Er gibt die Bewegungsprofile eines Bewohners an den Location-Server. Darüber werden bei die Person gefährdenden Bewegungen/zu weiten Entfernungen die Kontaktpersonen/Pflegekräfte informiert.

Das andere Produkt sind Wohnungs-Sensoren, die nicht nur übermäßige Wasserausläufe, Rauchentwicklungen oder gefährdende Hitze- und Kälte-Grade registrieren und melden. Sondern diese Sensoren vermelden auch ungewöhnliche Abweichungen vom normalen Tagesablauf der Bewohner: Zu spätes Aufstehen, zu langer Verbleib im Bad (über zwei Stunden), Aufstehen in der Nacht ohne Rückkehr zur Schlafstelle, Nicht-Öffnen des Kühlschranks länger als einen Tag (Ergänzung des Leserbriefs durch die Redaktion).

Information: Inge Kamenz bei Scemtec-Automation, Auf'm Angst 3, 42553 Velbert, Tel. 02053.493657, Mail marketing@locatesolution.de, Internet www.locatesolution.de

Für Sie gelesen...

...von Hans Steinacker

Vorsicht Gas!

Viele wissen zwar nicht, dass der in Beuthen/Schlesien geborene Pfarrersohn Jochen Klepper (1903 – 1942) zu den bedeutendsten christlichen Schriftstellern des 20. Jahrhunderts gehört. Aber sie singen heute noch seine unvergessenen Lieder und Choräle wie „Die Nacht ist vorgedrungen“ und „Er weckt mich alle Morgen“, die ihren bleibenden Platz in den Gesangbüchern der Kirche gefunden haben. Markus Baum spürt in einer einfühlsamen, bewegenden Biografie dem sensiblen Dichter nach, der sich auch durch seinen meisterhaften Königsroman über Friedrich Wilhelm I „Der Vater“ ein bleibendes Zeugnis geschaffen hat. Kleppers Leben wurde ihm vor seinem Freitod am 10. Dezember 1942 angesichts seiner Ehe mit der Jüdin Johanna und der unmittelbar bevorstehenden Deportation nach Auschwitz sowie den Einschränkungen seiner Arbeit zu einer unerträglichen Qual. Mit seiner Stieftochter, Renate Stein, sind sie freiwillig aus dem Leben geschieden. Wie ein Menetekel

warnte ein Zettel vor dem geöffneten Gashahn des Küchenherdes: Vorsicht Gas! Ein fast vierzigjähriges Leben mit der „qualvollen Dreiteilung: Bürger zu sein, Künstler zu sein, Christ zu sein“ hatte sein jähes Ende gefunden. Markus Baum. Jochen Klepper. Gebunden mit Schutzumschlag, 9 s/w-Fotos. Format, 13,5 x 21. 17,90 Euro. Neufeld

Ein Klassiker im neuen Kleid

Was hat Jesus mit mir und meinem Leben zu tun? Darum geht es in dieser Neuausgabe des Longsellers von Arthur Richter, dem langjährigen Geschäftsführer der missionarischen Arbeit des überkonfessionellen Marburger Kreises. Fesselnd und engagiert erzählt er die Passionsgeschichte nach. Es ist das Geschehen vom Leiden und Sterben des Gottessohns, der sich in die Hände der Menschen gab. Der Leser meint, die alte Geschichte längst zu kennen, aber der Autor versteht es, den folgenschweren Ablauf dieses Prozesses so darzustellen, dass sie Betroffenheit und Reaktion bewirkt. Er findet sich als Richtender und Gerichteter plötzlich selbst als angesprochener Prozessteilnehmer. Das Buch hat in seiner jahrzehntelangen Wirkungsgeschichte die Herzen vieler Menschen berührt und sie zu einer persönlichen Entscheidung des Glaubens geführt. – Arthur Richter. Prozess gegen Gott. Paperback. 13,5 x 20,5 cm, 96 Seiten. 8,95 Euro. SCM R. Brockhaus

Das Gebet, das die Welt umspannt

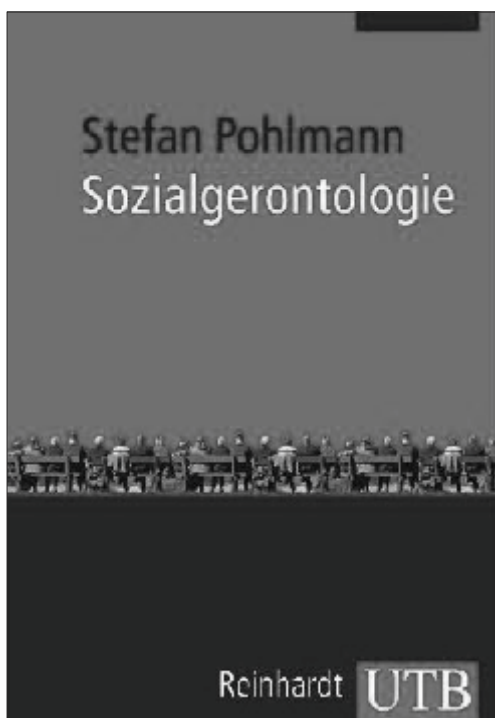
Es ist ein „schönes“ Buch. Schön in dem Sinn, dass es dem Thema angemessen in einer ansprechenden Ausstattung und mit einer großzügigen Typographie produziert wurde. Sein Verfasser ist der emeritierte Göttinger Theologe für Neues Testament, Eduard Lohse, der als Bischof der Landeskirche von Hannover auch Präses der EKD war. Wohl in dieser Doppelfunktion hat er sich dem bekanntesten und am meisten verbreiteten Gebet der christlichen Kultur, dem Vaterunser gewidmet. Wir erfahren von seiner besonderen Bedeutung, die auch darin besteht, dass sie direkt auf Worte Christi zurückgeht, mit denen er seine Nachfolger zum Beten anleitet. Es ist das

Gebet, dass in allen Teilen der Welt viele Millionen Menschen mit genau denselben Worten vereint. Lohse erläutert die Überlieferung und den theologischen Gehalt des Gebetes und wie es sich zu anderen Gebeten der Entstehungszeit verhält. Anspruchsvoll, aber ohne Fachjargon verhilft er den Leser, einen ganz vertrauten Text neu zu lesen und die einzelnen Bitten theologisch einzuordnen. - Eduard Lohse. Vater unser. Das Gebet der Christen. Pappband. 14 x 22 cm. 144 Seiten. Lambert Schneider

...von Kurt Witterstätter

Altern hat Zukunft

Sympathisch ist es, wenn eine Sozialgerontologie mit der Feststellung „Altern bedeutet Zukunft“ beginnt. Stefan Pohlmann ist in seinem Sozialgerontologie-Buch davon überzeugt, dass das Alter viel an schöpferischer Kraft für die alternden Gesellschaften bereit hält. Zur Entfaltung bräuchte es aber eines „Age Mainstreaming“ (in Analogie zum Gender-Mainstream). Noch immer aber „fallen die Barrieren politischer Partizipation für Ältere relativ groß aus“, stellt der in München lehrende Sozialgerontologe fest. In mehreren sei-



ner Kapitel seiner Gerontologie für die Soziale Arbeit bleibt der Autor zwar stark in den Alterstheorien und in der Wissenschaftsmethodologie hängen. Besser wäre es gewesen, die Adressaten und Bedarfslagen an den Beginn

des Lehrbuchs zu stellen. Auch wenn diese erst nach den ersten hundert Seiten des 256 Blätter starken Buchs abgehandelt werden, erhält der Leser doch wichtige theoretische Zusammenhänge und handlungsleitende Perspektiven für die Soziale Altenarbeit an die Hand.

Stefan Pohlmann: Sozialgerontologie. München: Verlag Ernst Reinhardt 2011, 256 Seiten. ISBN 978-3-8252-3513-0. 29,90 Euro

Gute Alterssicherung ist familienfördernd. Vor dem angeblich drohenden makroökonomischen Generationenkrieg wird gern mit mikroökonomischen Transfers innerhalb der Familien Entwarnung gegeben. Auch bei äußerer lokaler Distanz der Generationen bleibt zumeist nicht nur die innere emotionale Nähe bestehen. Sondern Jung und Alt

stehen sich auch finanziell bei. In welche Richtung solche privaten, generationsübergreifenden Transfers laufen und aus welchen Motiven heraus sie geschehen, untersucht Christian Deindl auf der Grundlage des europäischen Surveys SHARE. Der Vergleich zu den generationsübergreifenden Pri-



vat-Übertragungen in elf europäischen Ländern kommt zur Erkenntnis, dass sozialpolitisch veranlasste, nachhaltige kollektive Transfers nicht unbedingt die privaten Übertragungen überflüssig machen. Im Gegenteil: Gerade in der Richtung von Alt zu Jung fließen umso höhere Zuwendungen, je höher die Alterseinkünfte sind. Eine gute Alterssicherung ist mithin familienfördernd. Anders werden die Übertragungen von Jung zu Alt von der Bedarfssituation der Älteren motiviert. Die Gebetshäufigkeit bestätigt sich als

prosoziale Transfer-Haltung nicht: Regelmäßig Betende transferieren nicht mehr als selten Betende.

Christian Deindl: Finanzielle Transfers zwischen Generationen in Europa. Band 22 Alter(n) und Gesellschaft, Hg. Gertrud M. Backes/Wolfgang Clemens. VS-Verlag für Sozialwissenschaften, 182 Seiten. Wiesbaden 2011. ISBN 978-3-531-17912-4. 34,95 Euro

Evangelische Figur „Alter Mensch“?
Der von der Görres-Gesellschaft herausgegebene Aufsatz-Band „Alter und Altern als Herausforderung“ stellt in vier einzel-disziplinären Abschnitten die Problematik und die Chancen der zunehmenden Langlebigkeit zur Diskussion. Nach der Grundlegung der biologischen und

medizinischen Aspekte in drei Arbeiten behandeln zwei Aufsätze die psychologischen Dimensionen. Drei Beiträge widmen sich gesellschaftlich-kulturellen Faktoren. Im vierten Abschnitt versuchen vier Autoren, philosophische und theologische Deutungsperspektiven zu entwickeln. Der Fokus liegt nicht auf den sozialpolitischen Problemen des langen Lebens. Vielmehr werden hauptsächlich die anthropologischen, individuellen Aufgaben von Sinndeutung und Sinnhorizont im verlängerten, späten Lebensabschnitt in den Blick genommen. Die Empfehlungen im theologischen Teil des Bandes wurzeln in der katholischen Moraltheologie. Ob Eberhard Schockenhoff mit 30 Seiten zwei Drittel seines Beitrags der scholastisch-thomistischen Aristoteles-Rezeption widmen musste, steht dahin. Der gerontologische Erkenntnisgewinn scheint bei dieser langen Herleitung eher gering. Die Schlussfolgerung einer hilfreichen und versöhnlichen Haltung am Lebensende aus dem Glauben hätte direkter gezogen werden können. Da kommt die Frage auf, ob der mündige, selbstbewusste und selbstständige, sich selbst deutende und einbringende alte Mensch nicht eher eine „evangelische“ Figur ist, wie es der Göttinger Professor für protestantische Praktische Theologie, Jan Hermelink, kürzlich in einem Interview andeutete („Zeitzeichen“ 3/2011, 32 ff.).
Alter und Alters als Herausforderung. Hg. Karl Gabriel, Willi Jäger und Gregor Maria Hoff. Band 35 von „Grenzfragen“ Veröffentlichungen des Instituts der Görres-Gesellschaft für interdisziplinäre Forschung. 337 Seiten. Freiburg: Verlag Karl Alber im Verlag Herder, 2011. ISBN 978-3-495-48453-1. 29,-- Euro

Alter und Altern als Herausforderung

Herausgegeben von
Karl Gabriel, Willi Jäger und
Gregor Maria Hoff

GRENZFRAGEN BAND 35
ALBER



Auflösung des Blätter-Rätsels
von Seite 36

Die in unserem Blätter-Rätsel gesuchten
Bäume sind: 1. Linde, 2. Eiche, 3. Tanne,
4. Buche, 5. Wacholder und 6. Ahorn

Singen und Erinnern Bei der methodistischen Kirche

Die Kirchen erkennen mehr und mehr die Bedeutung der Seniorenarbeit. Auch die Evangelisch-methodistische Kirche schließt sich in den Kreis der Träger offener Altenarbeit ein. Sie legt als Arbeitshilfen dafür die Hefte „Horizonte – Impulse für die Arbeit mit Älteren“ vor. Erfreulich ist, dass in der Literaturübersicht von Doris Franz auch auf Veröffentlichungen anderer Organisationen, darunter solchen des ESW, hingewiesen wird. Im 2011 vorgelegten Heft findet sich eine Feldbeschreibung gemeindlicher Seniorenarbeit von Erwin Ziegenheim. Gerold Brunßen umreißt die Entwicklung des Kirchenliedes. Und die erinnernde Biografiearbeit kreist um die Themen „Meine Lebensgeschichte“ und „Brüche im Leben“. Vertrieb: Bildungswerk der Evangelisch-methodistischen Kirche, Giebelstraße 16, 70499 Stuttgart, Tel. 0711.8600690.

Letzte Meldung: Chinatage in Ludwigs- hafen a.Rh. Kirche einmal anders

Die Friedenskirche, die Kultur- und Veranstaltungskirche in Ludwigshafen a.Rh. lädt der in der Zeit vom 19. Okt. bis 17. Nov. 2011 zu Chinatagen ein. Angeboten wird eine Vortragsreihe, jeweils donnerstags Abends ab 18.00 Uhr, sowie ein interessantes Kinderprogramm am Mittwochnachmittag. In Musik- und Zeichenworkshops mit dem Musikethnologen Ingo Stoevesandt aus Bremen, dem chinesischen Kinderbuchautor und -illustrator Chen Jianghong aus Paris und dem Figuren/ Theater Klatt aus Tübingen bekommen die Kinder Einblicke in die chinesische Kultur.

Hier das Programm für die Erwachsenen:

Donnerstag, 20. Oktober 2011, 18.00 Uhr



Einblicke in die chinesische
Literatur

Eröffnung mit Prof. Dr. Wolfgang Kubin,
Sinologe und Literaturwissenschaftler an
der Universität Bonn

Donnerstag, 27. Oktober 2011, 18.00 Uhr



Vor einer Neuaufteilung der Welt?
Bedingungen, Ursachen und
Folgen des Aufstiegs der VR China

Dr. Jörg-Meinhard Rudolph, China-Dozent
an der FH Ludwigshafen, Geschäftsführer
des Ostasieninstituts der FH

Donnerstag, 03. November 2011, 18.00 Uhr



Christen in China

Dr. Katrin Fiedler, Ostasienreferentin im
Nordelbischen Zentrum für Weltmission und
Kirchlichen Weltdienst, Leiterin der
China InfoStelle, Hamburg

Donnerstag, 10. November 2011, 18.00 Uhr



BASF in China - Wachstum mit
Chancen

Dr. Martin Bruder Müller, stellvertretender
Vorstandsvorsitzender der BASF SE

Donnerstag, 17. November 2011, 18.00 Uhr



Traditionelle chinesische Medizin
(TCM) - Chancen und Grenzen
eines Medizinsystems

Dr. phil. Andrea Mercedes Riegel,
Ofersheim

Begleitet wird das Programm von drei Dialog-Gottesdiensten am 23.10., 30.10. und 06.11. jeweils um 10.00 Uhr mit chinesischen Theologiestudenten, Dekan i.R. Dr. Friedhelm Borggreve und Pfarrer Klaus Eicher von der Friedenskirche.

Weitere Informationen finden Sie auf der Homepage der Kirche unter
www.veranstaltungen-friedenskirche.de

1440 Minuten

werden uns täglich geschenkt...

...zehn davon will ich wahrnehmen,
was mir sonst noch unverdient vor die Füße fällt.
Heute: Mein Lieblingslied im Radio,
eine Freundin, die anruft,
die Blaumeise, die vor dem Fenster turnt.
Erdbeermarmelade auf frischem Brot,
Kinderlachen im Haus,
der Duft einer späten Rose,
ein Glas Rotwein am Abend.
Zehn Minuten will ich
mir nehmen,
um „Danke“ zu sagen
für das,
was mich reich macht
und mein Leben erfüllt.

TINA WILLMS



Herausgeber:
EVANGELISCHES
SENIORENWERK -
Bundesverband für
Frauen und Männer im
Ruhestand e.V.

Vorsitz:
Klaus Meyer, Schlieffenstr. 3,
90491 Nürnberg
Telefon/Fax: 0911/591602,
e-Mail: Vorstand@eswb.de

Redaktion:
Prof. Kurt Witterstätter,
Alfred-Delp-Str. 1, 67346
Speyer -V.i.S.d.PR-
Tel.: 06232/3793, e-Mail:
Kurt.Witterstaetter@
t-online.de

Layout und Satz:
Manfred Storck,
Virchowstr. 14, 67063
Ludwigshafen
Tel.: 0621/523754, Fax:
0621/62900160, e-Mail:
Manfred.Storck@t-online.de
oder
esw.pressebuero@gmx.de

Zuschriften, Druckvorlagen
und Fotos werden an die
Redaktion erbeten!

Redaktionsschluß für die
ESW-Info 1-2012 ist der
1. Dezember 2011

Ständige Mitarbeiter:
Ingrid Bader und Gudrun
Dirscherl, Ludwigshafen;
Kalligraphie: Klaus Dieter
Härtel, Bad Münster am
Stein-Ebernburg;
Druck: DW-Druckerei,
Filderstadt.

Versand:
ESW-Geschäftsstelle
Frau Anneliese Alber

Der ESW-Informationsbrief
erscheint vierteljährlich. Der
Bezugspreis wird durch den
Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Nachdruck gestattet, Beleg-
exemplare sind Pflicht.

Geschäftsstelle
Stafflenbergstraße 76
70184 Stuttgart
Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart
Telefon: (07 11) 21 59 - 136 / 137
Telefax: (07 11) 21 59 - 550
esw@diakonie.de
www.evangelisches-seniorenwerk.de